



Dietrichs Bibliothek
für die Jugend und ihre Freunde.

Das
Gänsemädchen
von Dohrma



Rich. Herm. Dietrich •• Dresden.

Inhaltsverzeichnis

Das Gänsemädchen von Dohrma.

1. Kapitel. Im Armenhaus.
2. Kapitel. Das Gänsemädchen.
3. Kapitel. Das Lotterielos.
4. Kapitel. Der Hauptgewinn.
5. Kapitel. Ein neues Leben.
6. Kapitel. Vor der Katastrophe.
7. Kapitel. Die Lebensretterin.
8. Kapitel. Die neue Gutsherrn.
9. Kapitel. Wie gewonnen — so zerronnen.
10. Kapitel. Auf Reisen.
11. Kapitel. Glücklich vereint.

Das Gänsemädchen von Dohrma.

Erzählung
von
Hedwig Brand.
H. Courths-Mahler

Übersetzungsrecht vorbehalten .

Copyright in U.S.A. 1911 by Rich. Herm. Dietrich, Dresden,
Germany.

Dresden.

Druck und Verlag von Rich. Herm. Dietrich.



Gefall ich Dir, so lobe mich,
Doch rat ich Dir, verborg mich nicht!





1. Kapitel.

Im Armenhaus.

»**M**utterle, mein liebes, gutes Herzensmutterle, hast Du wieder so arge Schmerzen? Soll ich Dir Deine Medizin geben, damit Du schlafen kannst?«

Die kranke Frau im Bette holte mühsam Atem und sah mit einem wehen, jammervollen Blick in das ängstlich besorgte Gesicht ihres Kindes, eines etwa elfjährigen Mädchens.

»Nein, mein Marthchen, laß nur, es hilft ja doch nichts mehr; hab' ja schon soviel Medizin geschluckt. Ach, die Schmerzen, die Schmerzen! Aber nein, nicht weinen, meine Martha, nicht weinen, das tut mir noch viel weher als alle Schmerzen, das kann ich nicht ertragen!«

Martha schluckte tapfer die Tränen hinunter und zwang sich, zu lächeln.

»Ich weine ja nicht, Mutterle, schau nur, schon lach ich wieder. Gelt, nun ist Dir ein klein wenig besser? Und nun wirst Du ganz gewiß bald wieder gesund. Es hat schon so arg lange gedauert, Deine Krankheit — solange — ach, ich weiß gar nicht mehr, wie es war, als Du noch nicht so lahm und krank im Bette lagst!«

Die Kranke nickte wehmütig und sorgenschwer.

»Kaum weiß ich's selbst noch, mein liebes Kind. Viel, viel zu lang lieg' ich auf meinem Schmerzenslager, wo ich Euch nur eine Last bin. Meine böse Krankheit hat all unseren früheren Wohlstand aufgezehrt. Vaters Stellmacherei bringt so gut als nichts mehr ein. In der Sorge um mich hat er sein Geschäft vernachlässigen müssen, und sein früherer Geselle nimmt ihm nun alle Kundschaft weg, weil er jünger und schneller ist, und

billiger.

Seit er sich als Vaters Konkurrenz hier niedergelassen hat, geht es mit Riesenschritten abwärts mit uns. Und in Haus und Hof — lieber Gott im Himmel, da geht alles drunter und drüber, ich fühle es, wenn ich's auch nicht sehen kann!«

»Ach, mein Mutterle, sorg' Dich doch darum nicht, Das kommt alles wieder in die Reihe, wenn Du gesund bist!« sagte Martha liebevoll tröstend und streichelte zärtlich die blassen Wangen der Mutter.

»Nein, nie mehr kann das wieder gut werden, mein liebes Kind. Jahrelang lieg' ich gelähmt auf meinem Lager, seit ich mir damals nach der Überanstrengung bei der Ernte die schlimme Erkältung zugezogen habe. Ich wollte immer alles selber tun, wollte mit Vater zusammen voranstreben, damit es unsere Kinder besser haben sollten als wir.

Und es war bis dahin alles so gut gegangen, wir kamen voran mit jedem Tag. Aber es sollte nicht so weiter gehen. Mit meiner bösen Krankheit fing das Unglück an. Das war der erste Schlag, der uns traf. Und ich muß hier liegen wie ein Stück Holz und muß zusehen, wie alles um mich her in Trümmer geht. Ich kann nicht mehr schaffen und arbeiten, und meine Krankheit kostet soviel Geld. Alles ist aufgebraucht, was wir durch jahrelangen Fleiß erworben haben.

Die Haushälterin, die Vater ins Haus nehmen mußte, sieht nur auf ihren Vorteil, nicht auf den unseren Vater hat auch allen Mut verloren, seit uns das zweite Unglück traf, seit Dein Bruder, unser Gustävle, beim Baden im See ertrank. Da hatte er keine Lust mehr am Schaffen, und das machte sich der Geselle zunutze und machte selbst eine Stellmacherei auf.

So gings schnell bergab mit uns, und Vater ist über all das Unglück ganz tief sinnig geworden. Ach, womit haben wir all dies Elend verdient!«

Martha Berger konnte nun ihre Tränen nicht mehr zurückdrängen, aber sie barg ihr Gesicht in dem Kissen der Mutter.

»Mein armes, liebes Mutterle, wenn ich doch helfen « könnte, wenn ich doch groß wäre und alles wieder gut machen könnte!«

sagte sie, halberstickt von Tränen.

Die Mutter streichelte matt und unbeholfen mit der gelähmten Hand das schöne, goldblonde Haar ihres Kindes.

»Mein Marthchen, wenn mich die Angst und Sorge um Dich nicht am Leben erhalte, dann möchte ich wohl meine Augen für immer schließen und ausruhen von allem Elend und allen Schmerzen. Aber ich Sorge mich , so sehr um Dich, um Deine Zukunft. Der Gedanke, was aus Dir werden soll, läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe.

Das Gustävle ist ja nun im Himmel bei den lieben Engeln, um ihn brauch ich mich nicht mehr zu sorgen Aber Du! Du solltest, so dachte ich mir immer, etwas Tüchtiges lernen, Lehrerin solltest Du werden. Der Herr Lehrer hat uns so oft gesagt, wie klug und fleißig Du bist, wie schnell Du lernst und begreifst. Aber dazu fehlt es uns nun an Geld.«

»Wir haben ja weiter nichts als Schulden, furchtbare, drückende Schulden, und nicht ein Stein von diesem Hause gehört uns mehr. Wenn ich mich doch nicht so schrecklich um Dich sorgen müßte! Was soll aus Dir werden?«

Martha erhob sich, mühsam ihre Fassung erzwingend.

»Sorg' Dich doch nicht, Mutterle! Wart nur, wenn ich erst groß bin, wenn ich erst konfirmiert bin, dann schicken wir die Haushälterin fort und dann schaffe ich an Deiner Stelle fleißig von früh bis spät. Vater wird sich dann auch schon wieder aufrappeln. Wir hegen und pflegen Dich dann zusammen, sollst schon wieder Freude am Leben haben. Es muß doch einmal wieder alles besser werden, daran glaube nur. Der liebe Gott verläßt uns nicht!«

Die Kranke schloß, von Rührung überwältigt, die Augen und tastete nach der Hand ihres Kindes.

»Mein Marthchen, mein liebes, gutes Marthchen, ich wollte gern alle Not und Schmerzen tragen, wenn ich nur über Dein Schicksal beruhigt wäre!«

Martha richtete sich straff auf und reckte ihren jungen, kräftigen Körper und ihre festen, runden Arme. Kampfesmutig blitzten ihre Augen.

»Da, schau her, Mutterle, wie groß und stark ich schon bin. Hab

doch keine Angst um mich, ich find mich schon durchs Leben. Du sollst Dich nicht sorgen, um nichts, um gar nichts, sagt der Herr Doktor. Mußt ihm auch folgen, sonst kann er Dich nicht wieder gesund machen. Gelt, Du tust es mir zuliebe und sorgst Dich nicht mehr. Glaub doch d'ran, daß noch alles wieder gut wird.

Und ans Sterben darfst Du überhaupt nicht denken, das leid' ich nicht. Gleich bist Du nicht mehr so verzagt, ja? Und jetzt machst Du schön die Augen zu und schläfst ein, so recht fest und gut, das stärkt Dich sehr, und da weißt Du gar nichts mehr von Sorgen und Schmerzen!«

Sie küßte die Mutter innig und schloß ihr mit liebevoller Hand die Augen.

Die Kranke hielt gehorsam die Augen geschlossen, aber zwischen den Lidern quollen Tränen hervor.

Martha wischte sie behutsam fort und sprach noch leise und beruhigend auf die Mutter ein. Diese lag dann ganz still und ruhig, wie unter einem friedlichen Zauber.

Martha freute sich, weil sie glaubte, die Mutter sei eingeschlafen.

Da schlich sie sich dann auf den Zehenspitzen aus der Stube, um hinüber in die Werkstätte zu gehen und dem Vater ein wenig Mut einzusprechen.

Sie merkte nicht, daß ihr die Augen der Mutter in stummer Qual folgten.

Frau Berger schlief nicht, wie Mattha glaubte. Sie blieb aber still und reglos liegen und überdachte in gramvoller Pein ihr schlimmes Schicksal.

Früher, als sie noch jung und gesund war, wie schön war da das Leben gewesen, wenn es auch viel Mühe und Arbeit gebracht hatte. Was waren es für frohe, glückliche Jahre gewesen, als sie die Frau des fleißigen Stellmachers Friedrich Berger geworden war.

Sie fingen ganz klein und bescheiden an, kamen aber bald voran und konnten sich nach einigen Jahren das hübsche kleine Anwesen kaufen, wenn sie auch vorläufig noch eine kleine Hypothek aufnehmen mußten.

Es ging immer besser. Friedrich Berger war ein tüchtiger

Mensch, und die Bauern ließen alles bei ihm arbeiten. Bald hatte er soviel zu tun, daß er einen Gesellen annehmen mußte, der auf der Wanderschaft zu ihm kam. Dieser war auch tüchtig, und nun wurde doppelte Arbeit geschafft.

Und sie selbst arbeitete unermüdlich in Haus und Hof und Garten. Auch ein Stück Feld und Wiese kauften sie dazu. Es ging alles gut und das Glück schien im kleinen Stellmacherhause eine bleibende Stätte gefunden zu haben.

Mit einem Male aber wurde alles anders. Ein Unglück folgte dem anderen.

Die fleißige Frau übernahm sich bei der Arbeit und wurde krank. Da sie sich nicht rechtzeitig schonte, blieb sie schließlich völlig gelähmt auf dem Krankenlager liegen.

Und von da an ging es abwärts. Die Krankheit kostete viel Geld, Friedrich Berger wurde mutlos, als ihm der zärtlich geliebte Sohn ertrank. Die Haushälterin und der Geselle wirtschafteten in ihre Tasche, und ein Bauernhofbesitzer, von dem Berger eine größere Summe zu fordern hatte, machte Bankrott, und Berger kam um das Geld.

Das Unglück lähmte ihn und er wurde nachlässig in der Arbeit. Der Geselle nutzte das für sich aus und machte sich selbständig. Da verlor Berger seine Kunden und wurde über all dem Leid ganz tiefsinnig.

Mit Riesenschritten ging es abwärts. Es wurden Schulden gemacht, immer neue Schulden, und nun stand der völlige Zusammenbruch vor der Tür.

Die Kranke fühlte das alles mehr, als sie es wußte, und in ihrer Ohnmacht verzehrte sie sich in Angst und Sorge, so daß ihr Zustand immer schlimmer wurde. Der Jammer um Mann und Kind zehrte an ihrer letzten Lebenskraft. —

Martha hatte draußen der Haushälterin gesagt, sie möge recht ruhig sein, die Mutter schlafe. Mürrisch hatte ihr diese geantwortet, sie mache schon von selbst keinen Lärm.

Seit im Stellmacherhause nichts mehr zu holen war, hatte die Haushälterin schlechte Laune.

Martha ging nun in die Werkstätte. Hier fand sie ihren Vater untätig auf einem umgestürzten Rad sitzend, den Kopf in die

Hände vergraben.

So saß er jetzt oft in qualvolle Grübeleien verloren. Das unverdiente Unglück hatte seine Lebenskraft gebrochen.

Er rührte sich auch nicht, als Martha eintrat. Sie eilte auf ihn zu und schlang ihre Arme um seinen Hals.

»Vater, lieber Vater!« rief sie ängstlich besorgt.

Er ließ die Hände sinken und stierte sie mit trüben Augen an. Wirr und unordentlich hing ihm das graumelierte Haar und der Bart ums Gesicht.

»Aus ist's, Martha, ganz aus!« stieß er heiser hervor.

»Was denn, lieber Vater, was denn?« fragte sie beklommen.

»Alles ist aus, alles. Hinaus müssen wir, ins Armenhaus. Die Hypothek ist gekündigt und alle wollen ihr Geld haben — alle. Wie die hungrigen Wölfe fallen sie über uns her, aus Angst, daß sie ihr Geld verlieren. Kanns Ihnen ja nicht verdenken. Aber das überleb ich nicht, daß ich hinaus muß aus meinem Häuschen, ins Armenhaus, ich, der Friedrich Bergen der immer ein redlicher Mann war. Nun ins Elend, in die Schande. Und unser Mutterle, Martha, unser armes Mutterle! Ich bring's nicht übers Herz, ihr zu sagen, daß sie hinaus muß aus dem Häuschen, ich kann es nicht, ich kann es nicht!«

Verzweifelt fuhr er sich durch das aufgewühlte Haar.

Martha umfaßte ihn mit einem schluchzenden Jammerlaut.

»Vater, lieber Vater, gibt es keine Hilfe mehr?«

Da sprang er jäh empor und schüttelte das Haupt. In wildem Schmerz barg er den Kopf in seinen Händen.

Ein dumpfer, gequälter Schrei brach aus seiner Brust, als müsse sich seine ganze Not dadurch Luft machen.

Als Martha sich dann, still vor sich hinweinend, neben ihn stellte und ihn umschlingen wollte, riß er sich plötzlich los und stürmte hinaus ins Freie. —

Tagelang irrte er wie geistesabwesend im Walde umher, bis er kraftlos zusammenbrach.

Er wagte sich nicht wieder in sein Haus, weil er es nicht über sich vermochte, seiner armen Frau mit der Unglücksbotschaft den Todesstoß zu versetzen.

Einige Bauern fanden ihn halb verhungert und in wirren Fieberreden im Walde am Boden liegend.

Inzwischen war die Katastrophe über sein Haus hereingebrochen. Seine Frau starb vor Schreck, als sie erfuhr, daß sie als Bettler das Haus verlassen und im Armenhaus untergebracht werden sollten.

Sie war über das Verschwinden ihres Mannes schon außer sich geraten, nun brach ihr Herz, und sie schloß die milden Augen für immer.

Die Haushalterin hatte zusammengerafft, was sie noch erbeuten konnte, und verließ das Haus. Martha stand hilflos und wie gelähmt all diesem Unglück gegenüber.

Vom Totenbett der Mutter lief sie hinaus ins Freie, um den Vater zu suchen.

Der Schäfer Gottfried Thomas, der die Schafe des Herrn von Dohrma hütete, sagte ihr, daß er den Vater vor einigen Tagen habe im Walde verschwinden sehen.

Mitleidig streichelte er das goldblonde Köpfchen des weinenden Kindes, aber helfen konnte er ihr nicht, konnte nicht einmal mit nach ihrem Vater suchen, da er seine Herde nicht verlassen durfte.

So irrte Martha allein weiter, und als sie an der Waldgrenze anlangte, kamen ihr die Bauern entgegen mit dem Vater, den sie im Walde gefunden hatten.

Sie trugen ihn, mürrisch über die schwere Last, ins Armenhaus. Martha schritt weinend neben ihm her.

So hielten Vater und Tochter ihren Einzug in das gefürchtete Armenhaus.

Friedrich Berger war ein Bettler geworden, aber es kam ihm nicht zum Bewußtsein. Sein Geist hatte in der schrecklichen Zeit gelitten wie sein Körper.

Als ihm Martha sagte, daß die Mutter tot sei, da lachte er grell und schneidend aus, daß es allen, die es hörten, kalt über den Rücken lief.

Und seit der Zeit starrte er stumm und teilnahmslos vor sich hin.

Das armselige Lager, auf das man ihn gebettet hatte, konnte er bald wieder verlassen. Aber sein Geist klärte , sich nicht wieder.

Dampf vor sich hinbrütend, saß er Tag um Tag auf einem Fleck, und niemand hätte in der zusammengesunkenen Gestalt den stattlichen, lebensfrohen Mann von früher wiedererkannt.

Die arme, kleine Martha stand den auf sie einstürmenden Schicksalsschlägen machtlos gegenüber.

Sie war noch ein Kind und konnte nichts tun, als sich in ihr hartes Schicksal ergeben.

Mit rührender Liebe umgab sie den unglücklichen Vater und suchte ihn zu trösten, obwohl sie selbst des Trostes bedurft hätte. Es gelang ihr aber nicht, ihn aus seinem verstörten Hinbrüten aufzurütteln.

Niemand stand ihr zur Seite, niemand schien sich um sie und den Vater zu kümmern.

Die Bauern knurrten, daß der Stellmacher der Gemeinde zur Last fiel, und doch hätte ihm keiner eine Arbeit anvertraut.

Er sprach gar zu wirre Dinge und starrte die Menschen mit einem so furchtbaren Ausdruck an, daß sich niemand in seiner Nähe aushalten mochte.

Niemand fiel es ein, dem armen Kinde zu Hilfe zu kommen. Man ließ es mit dem verstörten Manne allein.

Aber zum Glück sollte sich schließlich doch ein Mensch der Not des armen Kindes erbarmen.

Der Lehrer des Dorfes Dohrma, dessen Lieblingsschülerin Martha war, kehrte von einem Urlaub zurück, den er erhalten hatte, um seinen verstorbenen Vater zur letzten Ruhe zu geleiten.

In seiner Abwesenheit war die Katastrophe über die Familie Berger hereingebrochen. Nun hörte er von seiner Frau, daß man die arme Martha mit dem verstörten Vater ins Armenhaus gebracht habe.

Sofort suchte er sie auf und erkannte, daß man das arme Kind nicht mit dem kranken Manne allein lassen durfte.

Am liebsten hätte er Martha zu sich genommen, aber er hatte selbst vier Kinder, die bei seinem schmalen Einkommen kaum satt zu essen hatten, auch widersetzte sich seine Frau, daß noch ein Esser mehr ins Haus kommen sollte.

Nun ging der gutherzige, mitleidige Lehrer von einem Bauern zum anderen und bat um Aufnahme für Martha Berger.

Aber alle wiesen ihn ab, jeder hatte eine andere Entschuldigung, eine andere Ausrede.

Ja, wenn Martha erwachsen und als Magd zu gebrauchen gewesen wäre, dann hätte sich wohl dieser und jener leicht dazu verstanden, sie aufzunehmen, dann hätte man einen billigen Dienstboten an ihr gehabt. Aber Kinder sind unnütze Brotesser, und manche Bauern sind geizig und hart.

Der Lehrer fand keine Unterkunft für Martha.

Schweren Herzens entschloß sich der gute Mann endlich, den Gutsherrn Moritz von Dohrma selbst aufzusuchen und ihn zu bitten, Martha eine Unterkunft im Herrenhause von Dohrma zu gewähren.

Er zog seinen besten Rock an und machte sich auf den Weg.

*

Das Gutshaus wurde allgemein im Dorfe das Schloß genannt, obwohl es gar kein schloßähnliches Gebäude war.

Wohl war es sehr groß und geräumig, und eine breite Sandsteintreppe führte zur Veranda empor, aber es hatte eine schlichte, graugetünchte Fassade mit langen Fensterreihen.

Das einzige, was an ein Schloß gemahnte, war der dicke, runde Eckturm, an dessen Westseite eine Uhr angebracht war, die für ganz Dohrma, für Dorf und Gut die Tageszeiten angab. Dieser Turm hatte wohl dem Gutshaus den stolzen Namen »Schloß« eingetragen.

Die Herrschaft, die dieses Schloß bewohnte, war sehr stolz und vornehm.

Die Herren von Dohrma waren von altem Adel und saßen schon seit Jahrhunderten auf ihrem ererbten Besitz,. Frau von Dohrma war eine gebotene Gräfin Echingen.

Der jetzige Gutsherr, Moritz von Dohrma, besaß einen einzigen Sohn, namens Artur.

Dieser war zu der Zeit, da unsere Geschichte beginnt, fünfzehn Jahre alt, also vier Jahre älter als Martha Berger.

Die Verhältnisse auf Dohrma waren nicht sehr glänzend. Nicht nur, daß der Aufwand sehr groß war, Herr von Dohrma hatte auch Verbindlichkeiten zu erfüllen, an denen er selbst *nicht* Schuld trug.

Von alters her hatte stets der älteste Sohn der Familie das Gut mit allen seinen Liegenschaften geerbt: waren nun noch andere Kinder vorhanden, so wurden dieselben mit einem entsprechenden Kapital abgefunden.

Selbstverständlich war es für den erstgeborenen Sohn meistens mit Schwierigkeiten verknüpft, diese Kapitalien an seine Geschwister herauszuzahlen, wenn aber die Geschwister ihre Kapitalien auf dem Gute stehen ließen, so waren wieder viele Zinsen zu entrichten.

In dieser Lage befand sich auch Herr von Dohrma.

Der Wert der Beszung war ja im Laufe der Jahre immer gestiegen, und es war daher möglich gewesen, die von früher her noch aus dem Gute lastenden Hypotheken zu vergrößern, das heißt also, größere Kapitalien hypothekarisch aufzunehmen, aber dies hatte Herrn von Dohrma umso weniger über seine Schwierigkeiten hinweghelfen können, als er mit seiner Familie, wie bereits gesagt, ein sehr vornehmes Haus führte.

Einschränkungen wollte sich aber Herr von Dohrma nicht auferlegen. Wäre er nicht ein wirklich tüchtiger Landwirt gewesen, der aus dem Gute möglichst viel herauszuholen verstand, dann wäre es wohl schon längst zu einem Zusammenbruch gekommen.

Die Verhältnisse aus Dohrma wurden immer schwieriger.

Moritz von Dohrma schimpfte auf die schlechten Zeiten und vergaß dabei ganz, die sehr großen Ansprüche zu berücksichtigen, die er und seine Familie an die Erträgnisse des Gutes stellten.

Dohrma hatte jetzt einen Wert von etwa zweihundertundfünfzigtausend Mark und war, wie schon gesagt, stark verschuldet.

Sein Besitzer verlangte jedoch, daß es ihm außer den zu zahlenden Zinsen noch sehr hohe Erträgnisse abwerfen sollte. Da war es freilich kein Wunder, daß er nicht zufriedengestellt werden konnte.

Doch dies nur nebenbei, um zu erklären, wie es um die Zeit unserer Erzählung auf dem Gute aussah, nach welchem der Lehrer Seifert seine Schritte lenkte, um für die arme Martha ein

Unterkommen zu erbitten.

Als er nach Herrn von Dohrma fragte, wurde er nach dessen Arbeitszimmer gewiesen.

Im Vorraum zu diesem Arbeitszimmer, wohin von dem großen, dielenartigen Hausflur eine Tür führte, saß an einem Pult auf einem hohen Drehsessel der Sekretär des Herrn von Dohrma, Johannes Spiegel.

Dieser war ein kleines, mageres Männchen, den die Natur sehr stiefmütterlich behandelt hatte. Er hatte einen Höcker und schiefe Schultern und bewegte den Kopf in einer seltsamen Weise schnell hin und her, wenn er mit jemand sprach.

Dreißig Jahre mochte er zählen, aber trotz seiner mißgestalteten Figur hatte er ein gutgeformtes Gesicht und kluge, etwas schwärmerisch blickende Augen.

So zufrieden und heiter, wie Johannes Spiegel, fand sich selten ein Mensch in sein hartes Schicksal. Er trug sein körperliches Mißgeschick wirklich mit Humor und Seelengröße und war bei allen Menschen beliebt.

Wo er weilte, gab es fast immer lachende, frohe Gesichter, man belustigte sich über seine komische Redeweise.

In seiner Jugend wollte Johannes Spiegel ein großer Dichter werden und übte sich von Kind auf darin, in gereimter Rede zu sprechen.

Er dachte, durch diese Übung sein erträumtes Ziel zu erreichen, hatte jedoch sonst nicht das geringste Talent dazu.

Nach mannigfachen Fehlschlägen hatte er eingesehen, daß er es als Dichter zu nichts bringen werde, und war dann froh gewesen, als ihn Herr von Dohrma als Schreiber und Sekretär anstellte.

Das Reimen aber hatte er nicht mehr lassen können, es war ihm zur zweiten Natur geworden, und es gewährte ihm innige Befriedigung, alles, was er zu sagen hatte, in gereimter Rede hervorzubringen.

Darin hatte er es zu einer großen Fertigkeit gebracht. Nie war er um einen passenden Reim verlegen, wenn er auch zuweilen etwas gewaltsam damit verfuhr. —

Als der Lehrer Seifert zu dem Herrn Sekretär ins Vorzimmer

trat, drehte sich dieser, wie er immer zu tun pflegte, mit seinem lederüberzogenen Drehsessel schnell um.

»Guten Tag, Herr Sekretär!« sagte Seifert freundlich.

Spiegel sprang von seinem Sessel herunter und reichte ihm mit einer possierlichen Verbeugung die Hand.

»Ei guten Tag! Zurück von der Reise,
Ich möchte sagen – erfreulicherweise.«

So sagte er vergnügt.

»Ja, Herr Sekretär, schon seit einigen Tagen bin ich zurück. Und ich habe nun ein Anliegen an den gnädigen Herrn. Ob er wohl für mich zu sprechen sein wird?«

Johannes Spiegel nickte lebhaft und bewegte den Kopf wie ein munterer Vogel hin und her.

»Sie brauchen nicht zu bangen,
Der Herr wird Sie empfangen.«

»Kann ich gleich zu ihm hineingehen, ist er allein?«
Spiegel legte ihm die Hand auf den Arm.«

»Er spricht jetzt mit dem Juden
Doch wird er sich wohl sputen,«

sagte er belehrend.

»Ah, Vetter Samuel ist bei ihm. Da komme ich doch wohl ungelegen?«

»Das soll Sie nicht vertreiben,
Sie können ruhig bleiben.«

Spiegel schob dem Lehrer einen Stuhl hin und kletterte wieder auf seinen Drehsessel.

Während er in seinen Papieren blätterte, sprach er noch einiges mit dem Lehrer, immer in gereimter Rede.

Er teilte ihm mit, daß der gnädige Herr geschäftlich mit dem Juden Veitel Samuel unterhandelte und daß dieser wohl das nächste Getreide wieder *auf den Halmen* kaufen würde. [Das heißt also, bevor es geerntet wird.]

Es war ein offenes Geheimnis in Dohrma, daß Veitel Samuel sehr viel Geld in Dohrma stecken hatte. Auch die Hypotheken mit denen Dohrma belastet war, gehörten ihm. —

Nach einer Weile kam Vettel Samuel aus dem Zimmer des Herrn von Dohrma. Er klopfte Spiegel auf die Schulter.

»Hab' ich vorhin gar nicht gehabt Zeit zu fragen, wie es Ihnen geht, Herr Sekretär!«

Dieser drehte lächelnd den Kopf.

»Ich danke — sozusagen
Kann ich mich nicht beklagen.«

Und zum Lehrer gewendet, fuhr er fort:

»Nu: einen Augenblick,
Ich komme gleich zurück.«

Damit verschwand er im Zimmer des Gutsherrn, um den Lehrer anzumelden.

Veitel Samuel begrüßte inzwischen den Lehrer sehr höflich und bescheiden.

Niemand hätte dem in einem langen, abgeschabten Rock steckenden, hageren Juden angesehen, daß er ein reicher Mann war und im Grunde genommen der eigentliche Besitzer von Dohrma.

»Der Herr Lehrer wollen gewiß sprechen mit dem gnädigen Herrn über die kleine Martha Berger!« sagte er in seiner jüdischen Sprechweise, das schwarze Käppchen in der Hand haltend und den Lehrer eindringlich betrachtend.

Seifert sah ihn überrascht an.

»Sie wissen das, Herr Samuel?«

Dieser zuckte die Achseln und lächelte eigentümlich. »Warum soll ich nicht wissen? Weiß doch im Dorf jedes Kind, daß Sie sich bemühen, unterzubringen das arme Kind des Stellmachers bei guten Leuten. Is e' braver Mann gewesen, der Stellmacher und hat nicht verdient so e' Schicksal. Und das Kind — es is e' christliches Kind und gehört in e' christliches Haus, sonst, wahrhaftigen Gott, sonst würde ichs nehmen auf in meinem bescheidenen Haus.

Hat mir die kleine Martha doch beschützt meinen Sohn Isaak. Als er hat begleitet seinen Vater ins Dorf, sind über ihn hergefallen die wilden Dorfrangen und haben ihn wollen werfen mit Steinen. Mit ausgebreiteten Armen hat sie sich gestellt vor den schwachen

Knaben und hat 'n beschützt und hat 'n abgewischt die Tränen mit ihrem eigenen Taschentuch.

Das wird der Veitel Samuel nie vergessen, und er wird vergelten der Martha eines Tages, was sie hat Gutes getan an seinem Sohne. Es wird schon kommen eine Zeit. Ich kann warten — der Jüd' ist geduldig.

Und nun wünsch' ich Ihnen eine gute Verrichtung, Herr Lehrer. Hoffentlich werden Sie haben Glück beim gnädigen Herrn. Er is e' vornehmer Herr und is nicht knickerig und sparsam wie die Bauern im Dorf. Und dies Haus hier is e' großes Haus und e' christliches Haus, es wird Platz drin sein for e' armes Kind, was is schutzlos und verlassen.

Und wenn sich weigert der gnädige Herr — nu — da kommen Sie zum Veitel Samuel und er wird einlegen ein gutes Wort beim gnädigen Herrn. — Guten Morgen, Herr Lehrer!«

Damit ging Veitel Samuel in seiner gebückten, bescheidenen Haltung hinaus.

In seinen klugen Augen, die unter den buschigen Brauen hervorblitzten, lag ein seltener Ausdruck. Scharf flog sein Blick gleichsam in alle Ecken, alles erfassend, was er sah.

Draußen aus dem großen Rasenplatz vor dem Herrenhause spielte Artur von Dohrma mit seinen beiden Hunden. Er hielt eine lange Peitsche in der Hand und knallte damit übermütig in der Lust herum.

Als er sah, daß Veitel Samuel ängstlich am Hause hinschlich, um der Peitschenschnur auszuweichen, ließ er sie ihm erst recht um die Nase tanzen und knallte ihm ein paarmal übermütig um die Beine.

Die Ängstlichkeit des Juden erschien ihm verächtlich, und um ihn noch mehr zu erschrecken, hetzte er die scharfen Hunde auf ihn, die sich in Veitel Samuels langen Rock verbissen.

Der Jude duckte sich mit lautem Wehgeschrei, und aus seinen Augen flog ein Blick auf den schlanken, herrischen Junker, in dem sich alles aussprach, was er empfand. — —

Artur war nicht schlecht, nicht von niedriger Gesinnung, nur falsch erzogen, und deshalb ließ er den Juden seine Überlegenheit fühlen, ahnungslos, daß dieser ein größeres Recht

hatte auf den Grund und Boden, auf dem er stand, als der Junker selbst. — —

Mit verächtlichem Lachen rief Artur endlich die Hunde zurück.

Da blickte ihn Veitel Samuel noch einmal an. In diesem Blick lag die ganze Qual eines geächteten Volkes, in dessen Herzen der Wunsch brennt: »Aug' um Auge, Zahn um Zahn.«

Artur hatte gerade noch einmal die Peitsche zum Schlage erhoben. Vor diesem Blick sank ihm die Hand wie gelähmt zurück. Dunkle Röte trat plötzlich in sein hübsches, stolzes Gesicht.

Es wurde ihm mit einem Male bewußt, daß er sich an einem Wehrlosen vergriffen hatte, und er schämte sich. Zu stolz aber, sich das einzugestehen, piffte er seinen Hunden und ging scheinbar gleichgültig davon.

Veitel Samuel rannte eiligst zum Tor hinaus, so daß seine Rockschöße hinter ihm herflatterten. Erst als er draußen in Sicherheit war, blieb er stehen und warf noch einen Blick zurück.

»Der Veitel Samuel vergißt nix — nix Gutes — nix Schlechtes — er wird nicht vergessen die Hunde und die Peitsche! sagte er heiser vor sich hin und wischte sich den Angstschweiß von der Stirn.«

*

Inzwischen war der Lehrer Seifert An Herrn von Dohrma ins Zimmer getreten.

Dieser saß an seinem Schreibtisch und stieß den Rauch einer Zigarette erregt und hastig von sich. Er war ein stattlicher Mann von etwa fünfzig Jahren, mit gebräuntem, gutgeschnittenem, aber etwas hochmütigem Gesicht. Das graumelierte Haar und der starke Lippenbart waren militärisch verschnitten. Er trug eine graue Joppe, Reithosen und Reitstiefel, man sah, daß er nicht lange vom Felde heimgekehrt war.

Auf seinem Gesicht lag noch ein ärgerlicher Zug. Es war ihm schwer gefallen, Geld von Veitel Samuel flüssig zu machen. Der Jude wurde in letzter Zeit schwierig und wollte nichts mehr vorschießen. Nur nach langem Drängen hatte er das gewünschte Geld herausgerückt.

Moritz von Dohrma wandte sich nach Seifert um.

»Na, Schulmeister, wollen sich wohl vom Urlaub zurückmelden? Härten sichs sparen können. Oder haben Sie sonst ein Anliegen? Dann bitte kurz und bündig, hab keine Zeit!«

Seifert brachte nun ohne Umschweife sein Anliegen vor.

Herr von Dohrma machte ein verdrießliches Gesicht dazu. Er war so gar nicht in der Stimmung, wohlzutun und mitzuteilen.

»Donnerwetter nochmal, Schulmeister, also die Tochter des bankrotten Stellmachers wollen Sie mir aufhalsen? Denken wohl, Dohrma ist so 'ne Art Versorgungsanstalt für die Witwen und Waisen der Dohrmaer Dorfbewohner. Haben mir doch erst voriges Jahr die alte Kätner-Lene ins Haus gebracht!«

»Gnädiger Herr, die Kätner-Lene macht sich doch nützlich als Gänsehüterin und verdient ihr Brot!«

»Na ja — vorläufig noch. Aber wie lange, dann klappt sie vollends zusammen und ich muß ihr dann das Gnadenbrot geben. Man hat ohnedies soviel Mäuler zu stopfen, essen ja alle wie die Scheunendrescher. Na — und nun die Stellmachergöre, so ein Kind ist doch ein ganz nutzloser Brotesser. Natürlich, die Bauern halten sich so was vom Leibe und dann muß ich ran. Lieber Gott — bei den schlechten Zeiten. Sie denken wohl, unsereinem fällt das Geld nur so herein, hm?«

»Nein, gnädiger Herr. Aber ich habe schon überall vergeblich angeklopft, und das arme Kind kann doch unmöglich mit dem geistig unzurechnungsfähigen Vater zusammen im Armenhaus bleiben. Wenn ich nicht selber Kinder hätte, ich würde dem gnädigen Herrn nicht lästig gefallen sein!«

»Na ja, weiß schon, sind so 'n Mensch mit etwas zartem Gemüt. Und da soll ich nun natürlich klein begeben. Was soll ich denn hier in Dohrma mit dem Mädchen anfangen?«

»Auf dem Gute findet sich vielleicht eine leichte Beschäftigung, damit sie ihr Brot nicht ganz umsonst ißt, gnädiger Herr!«

»Hm! Na, ich wills mir mal überlegen: also in Gottes Namen, bringen Sie das Mädchen her, wenn's denn durchaus sein muß; ich will mal sehen, wo und wie ich sie anstellen kann!«

Damit war Martha Bergers Schicksal besiegelt.

Am nächsten Morgen brachte sie der Lehrer ins Gutshaus.

Der Abschied vom Vater war herzerreißend, nur das

Versprechen des Lehrers, daß sie alle Tage einmal nach dem Vater sehen, ihm das ärmliche Stübchen in Ordnung halten und ihm sonst einige Handreichungen tun dürfe, vermochte sie ein wenig zu trösten.

In den Mägdekammern im Dachgeschoß fand sich ein Winkelchen, wo man Martha ein Lager aufschlug.

Als der Lehrer, Martha an der Hand führend, den Gutshof betrat, kam eben Frau von Dohrma in einer hocheleganten, kostbaren Sommertoilette aus dem Hause, um mit ihrem Sohne Artur eine Ausfahrt zu machen.

Der Wagen stand schon vor der Tür.

Sie raffte das Kleid zusammen und blickte hochmütig ; über die zitternde Kleine in ihrem schlichten, geflickten Kittelchen hinweg.

Artur wandte den Kopf nach Martha um, als er an den Wagen trat.

Gerade fiel ein Sonnenstrahl über ihr blondes Köpfchen, so daß das Haar goldig aufglänzte.

»Das ist Martha Berger, Mama, die Tochter des Stellmachers, der jetzt im Armenhause ist. Sie soll in Dohrma bleiben, Papa hat es der Mamsell gesagt!« erklärte Artur seiner Mutter und blickte noch immer zu Martha hinüber.

»Ach, kümmerge Dich doch nicht um solche Leute, mein Sohn. Das ist nichts für Deinesgleichen!« antwortete diese und lehnte sich im Wagen zurück.

Artur stieg ebenfalls ein.

Er sah in seinem feinen Anzug sehr vornehm aus. Dabei mußte er aber doch denken, daß die kleine Martha ein liebes Gesicht und schönes, goldenes Haar hatte, und eigentlich viel hübscher aussah, als die kleine Komtesse Hohenberg, deren Eltern er jetzt mit seiner Mutter besuchen wollte.

Als er von diesem Besuch wieder nach Hause kam, war sein erstes, die Mamsell zu fragen, was nun mit Martha geschehen solle.

Er erhielt den Bescheid, daß diese vorläufig in der der Küche beschäftigt werden sollte beim Kartoffelschälen und Gemüseputzen. —

Bald darauf schlenderte Artur nach der Küche und stellte sich

breitbeinig, die Hände in den Taschen, mit seinem stolzen Gesicht vor Martha Berger hin.

Sie saß allein in der Küche und schälte Kartoffeln. Ängstlich blickte sie mit ihren großen, schönen Augen zu ihm auf und strich sich verlegen mit der verkehrten Hand eine lockige Haarsträhne aus dem Gesicht. Dabei entfiel ihr die Kartoffel, die sie hielt, und rollte vor Arturs Füße.

Unwillkürlich wollte dieser sich danach bücken, um sie aufzuheben, denn Martha gefiel ihm sehr gut, und ihr schönes Haar fand er wundervoll. Aber gleich fiel ihm die Mahnung seiner Mutter ein.

Und er schämte sich der guten, menschlichen Regung und stieß mit dem Fuß nach der Kartoffel.

»Gib doch besser acht auf Deine Arbeit, Du!« sagte er herrisch.

Martha hatte sich hastig nach der Kartoffel gebückt und da traf sie sein ausschlagender Fuß heftig an der Hand.

Ihr Gesicht zuckte schmerzlich. Sie barg die Hand unter der Schürze und biß die Zähne zusammen, um nicht weinen zu müssen. Ihre Augen blickten ihn groß an.

»Sieh' Dich doch vor, Du bist sehr ungeschickt!« sagte er ärgerlich, weil ihr Blick ihm ein unbehagliches Gefühl verursachte.

Martha wollte auffahren und ihm eine zornige Antwort geben. Aber da fiel ihr ein, daß er sie dann bei seinem Vater verklagen könnte und man sie aus dem Hause weisen würde.

Dunkelrot wurde ihr Gesicht im Gefühl der Demütigung, die sie erleiden mußte, aber sie sagte kein Wort.

»Na, kannst Du Dich nicht entschuldigen?« stieß er hervor. Es ärgerte ihn, daß sie so still und beherrscht blieb.

»Ich hab' Dir nichts zuleide getan!« antwortete sie leise, aber fest.

»Ganz egal — Du hast Dich zu entschuldigen. Und daß Du es nur weißt, für Deinesgleichen bin ich Junker Artur, und Du hast *Sie* zu mir zu sagen!«

Sie preßte die Lippen fest aufeinander.

»Nun, wird's bald? Wirst Du wohl gleich sagen:

»Verzeihen Sie, Junker Artur!« rief er, gereizt durch ihren passiven Widerstand.

Sie hob den Kopf und sah ihn fest an.

»Sie sind ein sehr böser Junker Artur. Ich habe nichts Böses getan und brauche nicht um Verzeihung zu bitten, lieber sterbe ich!« stieß sie hastig hervor, dabei liefen zwei schwere Tränen über ihre Wangen.

Ihr Ehrgefühl empörte sich über die ungerechte Behandlung und das Herz tat ihr weh, daß dieser schöne, stolze Knabe so häßlich gegen sie war.

Als Artur ihre Tränen sah, wurde er dunkelrot, wandte sich schnell ab und verließ die Küche.

Martha sah ihm mit schmerzverzogenem Gesicht nach und kühlte die geschundene Hand in dem Wasser, in dem sie die Kartoffeln abwusch.

Sie seufzte tief auf. Sicher ging Junker Artur nun zu seinem Vater und verklagte sie. Und dann bekam sie mindestens Schelte oder mußte gar wieder fort von Dohrma.

Ängstlich blickte sie auf, als nach einer Weile die Mamsell eintrat.

Diese machte jedoch ein ganz freundliches Gesicht und gab Martha eine Scheibe Brot, welche mit Pflaumenmus bestrichen war.

»Da, iß, Du armes Hascherl«, und sei recht fleißig, hörst Du?« sagte sie lächelnd und strich ihr übers Haar.

Martha hätte ihr die Hand küssen mögen, so dankbar war sie für die kleine Freundlichkeit. Und sie überlegte ob sie der Mamsell sagen sollte, was sich zwischen ihr und I Junker Artur zugetragen hatte; aber die Scheu schloß ihr den Mund.

Und das war ganz gut, denn sonderbarerweise hatte sich Junker Artur nicht über sie beschwert, überhaupt niemand gesagt, daß er mit ihr gesprochen hatte.

In den nächsten Tagen kam er sehr oft in die Küche und meist, wenn Martha allein darinnen war.

Immer wieder suchte er sie durch sein hochmütiges, herrisches Wesen zu reizen und trieb es soweit, bis sie in Tränen ausbrach oder ihm eine zornige Antwort gab.

Seine Eltern hatten keine Ahnung, daß er sich soviel mit dem Bettelkinde beschäftigte, und er selbst wußte nicht recht, was ihn

immer wieder in die Küche zog zu dem kleinen Mädchen.

Daß sie ihm trotz ihres ärmlichen Kleidchens und trotzdem sie das Kind eines Armenhäuslers war, sehr wohl gefiel, gestand er sich nicht ein, und so suchte er sein Wohlgefallen hinter einem hoffärtigen Wesen zu verstecken.

Freundlich und gut gegen sie zu sein, wie er es sich heimlich wünschte, das ließ sein falscher Stolz nicht zu, den seine Eltern, vor allein seine Mutter, in ihm großgezogen hatten.

Da er aber nicht darauf verzichten wollte, Martha zu sehen und mit ihr zu sprechen, so quälte er sie mit seinen hochmütigen Worten.

Gab sie ihm dann endlich eine zornige Antwort, dann freute er sich heimlich an dem Funkeln ihrer großen, sprechenden Augen, und brach sie in Tränen aus, dann lief er davon, mit sich und der Welt unzufrieden.

Martha fürchtete sich vor seinem Anblick, obwohl sie sein hübsches, stolzes Gesicht und seinen seinen Anzug bewunderte. Sobald er in die Küche trat, wußte sie, daß eine neue Demütigung ihrer harrte.

Bisher hatte sie in ihrem Leben nur Liebe und Güte erfahren. Die Eltern waren gut und zärtlich zu ihr gewesen; der Herr Lehrer hatte sie gern gehabt und ihren Fleiß gelobt. Alle Menschen waren freundlich zu ihr gewesen.

Jetzt hörte sie von allen Seiten nur raue Worte. Niemand nahm sich ihrer liebevoll an, und selbst die gutherzige Mamsell sprach selten ein freundliches Wort zu ihr, denn sie hatte viel zu tun und wenig Zeit, sich um Martha zu kümmern.

Aber alles das tat ihr nicht so weh, wie des Junkers kränkendes Verhalten.

Und dennoch — blieb er einmal einen Tag aus, dann blickte sie immer in heimlicher Erwartung nach der Küchentür, ob er nicht kam.

So vergingen Wochen, ohne daß sich etwas in Marthas Leben geändert hätte.

In der Dämmerstunde lief sie ins Dorf zu ihrem Vater und brachte sein Stübchen in Ordnung, wusch ihn und kämmte ihm Haar und Bart, denn er saß den ganzen Tag teilnahmslos aus

einem Holzchemel und starrte vor sich hin.

Nur selten sprach er einmal ein klares Wort zu Martha oder blickte sie mit Verständnis an. Dann freute sie sich jedes mal und hoffte immer aufs neue, er könnte noch einmal wieder gesund werden.

Der Lehrer hatte Martha auch gesagt, es sei nicht ausgeschlossen, daß ihr Vater wieder ganz gesund würde, aber dazu gehöre ein tüchtiger Arzt und andere Lebensbedingungen.

Wo sollte aber das arme Kind einen tüchtigen Arzt hernehmen, und wie sollte sie dein Vater eine andere Lebensweise ermöglichen? Sie war ja so arm, so furchtbar arm. —

*

Als nun einige Zeit vergangen war, wurde die alte Kätner-Lene, die in Dohrma die Gänse hütete, schwer krank.

Es war niemand da, der ihren Posten übernehmen konnte, und da bestimmte Herr von Dohrma Martha dazu.

Sie mußte nun an Stelle der Kätner-Lene frühmorgens die Gänseherde aus die Weide hinaustreiben, und kam am Abend wieder mit ihren Schützlingen heim.

Dann huschte sie noch schnell zum Vater und sank dann, wenn sie heimkam, auf ihrem Lager in tiefen, traumlosen Schlaf, bis sie wieder geweckt wurde.

Da die alte Kätner-Lene starb, behielt Martha den Posten als Gänsemädchen.

Wenn das ihre Mutter erlebt hätte, die ihr Kind so gern zur Lehrerin hatte machen wollen!





2. Kapitel.

Das Gänsemädchen.

Seit Martha die Gänse hütete, kam Junker Artur seltener in ihre Nähe.

Zuweilen ritt er wohl aus seinem Pony über die Wiesen, wo sie ihre Herde weidete, aber er würdigte sie keines Wortes mehr.

Ein Gänsemädchen war in seinen Augen ein so untergeordnetes Wesen, daß sein Stolz es nicht zuließ, noch ein Wort an sie zu verschwenden. Martha sah mit großen, bangen Augen hinter ihm her, wenn er vorüber ritt.

Einige Male hatte er übermütig ihre Herde auseinander getrieben. Dann hatte sie große Mühe, die aufgeregten Tiere wieder zur Ruhe zu bringen.

Ihr vereinsamtes Herz hing an ihren schnatternden Schützlingen. Jedes Tier hatte einen Namen von ihr bekommen. Sie hatte ihre besonderen Lieblinge darunter und sprach mit ihnen wie mit vernunftbegabten Wesen.

Auf den Rat ihres Lehrers benutzte sie ihre viele freie Zeit, um sich selber weiterzubilden, da sie die Schule nicht mehr regelmäßig besuchen konnte.

Seifert gab ihr Bücher zu lesen, und sie rechnete und schrieb, was ihr gerade einfiel, dabei auf der Wiese liegend, oder einen Stein oder Baumstamm als Tisch benutzend.

Dieses mangelhafte Selbststudium förderte sie indessen sehr. Sie hatte Zeit zum Sinnieren und Nachdenken und grübelte ernsthaft über allerlei Lebensfragen.

Ihr Charakter reiste schneller als in einer anderen Lebenslage. Sie wurde selbständig und energisch und blickte dem Leben mit ernstem Sinn entgegen.

Johannes Spiegel schenkte ihr, als sie ihn darum bat, allerlei

Zeitungen und Zeitschriften, die nicht mehr gebraucht wurden. Darin las sie mit großem Lerneifer.

Manches verstand sie freilich nach nicht, wenn sie es auch zwei — oder dreimal durchlas. Aber trotzdem lernte sie mancherlei aus der Lektüre, was ihr sonst fremd geblieben wäre.

Kam sie des Abends zum Vater, dann wurde ihr das Herz immer furchtbar schwer. Manchmal schmiegte sie sich weinend an ihn und wünschte, mit ihm sterben zu können.

Gar zu traurig hatte sich ihr Leben gewandelt. Aber nach und nach wurde ihr Herz wieder mutiger, die Hoffnung auf bessere Zeiten wurde in ihr wach.

Draußen auf der einsamen Weide schmiedete sie allerlei Zukunftspläne. Und Lustschlösser baute sie, so hoch und schön!

Ihre Augen glänzten dann, sie breitete die Arme aus, als ob sie fliegen wollte, und vergaß aus Minuten ihr trauriges Schicksal.

Wenn sie erst erwachsen war, dann wollte sie hinaus in die schöne, große Welt, von der ihr die Zeitungen berichteten. Dort wollte sie arbeiten und Geld verdienen. Und wenn sie genug verdient hatte, dann würde sie mit dem Vater zu einem Arzt gehen und diesen bitten, ihn gesund zu machen.

Dann würde der Vater gute, kräftige Kost bekommen und sich schon erholen. Ganz gewiß würde er dann wieder der Alte werden.

Ach, und dann würden sie zusammen weiter schaffen und arbeiten, wie früher der Vater und die Mutter. Und sie würden sich einiges Geld sparen, bis sie sich, wieder ein kleines Häusel kaufen konnten, mit einem kleinen Stall und einem Stückchen Land.

In den Stall kam eine Kuh, so eine mit schwarzen Flecken auf der Stirn, wie die alte Liese, die früher den Eltern gehört hatte.

Vielleicht kam dann auch noch eine Ziege und ein Schwein dazu, ein paar Hühner und gar eine Gans.

Und dann — und dann — ach, sie wußte gar nicht, was sie sich dann noch wünschen sollte!

Aber herrlich, über die Maßen herrlich mußte das sein, wenn das alte, schöne Leben wieder begann. Nur die liebe Mutter würde fehlen und das Gustävlé. Aber sie würde dann mit dem

Vater zu ihren Gräbern gehen, ihnen schöne Blumen bringen und alles erzählen, wie gut es noch geworden war. Dann freuten sich die Mutter und Gustävla mit ihnen im Himmel.

Ach ja — wenns nur erst soweit wäre!

Das Herz war ihr so voll von diesen Zukunftshoffnungen, daß es ihr zu springen drohte. Sie mußte sich Luft machen und erzählte ihren Gänsen davon, als ob diese sie verstehen könnten. Aber die schnatterten nur verständnislos dazu und guckten sie mit schiefgehaltenen Köpfen an.

Da mußte sie dann schon warten, bis der Schäfer Gottfried Thomas mit seiner Schafherde bei ihr vorüberkam.

Der setzte sich immer ein Stündchen zu ihr, und sie erzählten sich allerlei.

Der Schäfer verstand sich noch viel besser darauf, Luftschlösser zu bauen. Hei! Waren das wundervolle und seltsame Gebäude. Da machte Martha die Augen weit auf und staunte über die phantastische Pracht.

Gottfried Thomas war ein gar sonderbarer Kauz. Seit Martha die Gänse hütete, hatte er Freundschaft mit ihr geschlossen. Früher plauderte er mit der alten — Kätner-Lene im Vorbeigehen jetzt saß er bei Martha, und während er ihr seine phantastischen Träume zum besten gab, strickte er gewohnheitsmäßig an einem grauen, dicken Wollstrumpf.

Sein Hund Fips hielt dann gewissenhaft auf Ordnung unter den Schafen, damit sie nicht zwischen Marthas Gänse gerieten.

Gottfried Thomas stammte aus einer menschenarmen Gegend des Böhmerwaldes Vater und Mutter hatte er nicht gekannt. Kohlenbrenner hatten ihn aus Barmherzigkeit aufgezogen. Schulbildung hatte er gar nicht genossen, er konnte weder lesen noch schreiben.

Durch Zufall war er später in diese Gegend gekommen und hatte das Amt eines Schäfers erhalten, das er nun schon seit langen Jahren versah.

Aber trotzdem er nicht lesen und schreiben konnte, wußte er allerlei, was ihm bei den Bauern ein gewisses Ansehen verschaffte.

Wenn seine lange, hagere Gestalt, die bei warmem und kaltem

Wetter in einem alten Schafspelz steckte, durch die Dorfstraßen wandelte, dann kam dieser und jener zu ihm und fragte um Rat.

Er konnte nämlich ziemlich genau das Wetter voraussagen, was hauptsächlich um die Erntezeit sehr wichtig war. Sogar Herr von Dohrma richtete sich nach diesem Wetterpropheten, und wenn die gnädige Frau ein Gartenfest veranstalten oder besuchen wollte, dann ließ sie den Schäfer nach dem Wetter befragen.

Mit der Natur stand Gottfried Thomas aus sehr vertrautem Fuße. Es war, als hätte dieser schlichte, einfältige Mann einen sechsten Sinn, mit dem er Dinge wahrnahm, die anderen Menschen verborgen blieben.

Alle heilsamen Kräuter kannte und sammelte er, und wenn irgendwo ein Vieh erkrankte, dann hatte er ein Heilmittel bereit.

Auch dem Arzt pfuschte er gelegentlich ins Handwerk, und die Bauern glaubten an seine Kuren mehr als an die Kunst des Arztes.

Thomas war nicht wenig stolz auf das Ansehen, das er genoß, und er machte immer ein sehr wichtiges Gesicht.

Ein eigentümliches Gemisch von Klugheit und Unwissenheit lebte in diesem sonderbaren Manne.

Von der Welt außerhalb des Dorfes und seiner Gemarkung hatte er kaum eine Vorstellung. Dafür ließ er jedoch seiner blühenden Phantasie die Zügel schießen, und wenn Martha ihm zuweilen aus ihren Büchern erzählte, oder dies und das aus der Zeitung vorlas, dann entstand in seinem Kopfe ein unglaubliches Durcheinander, und er machte Geschichten daraus, die jedem vernünftigen Menschen ein Kopfschütteln abgenötigt hätten.

Er erzählte Martha die abenteuerlichsten Geschichten. Über Marthas Zukunftsträume lächelte er mitleidig. Er wollte viel höher hinaus.

Ganz sicher war er, daß er eines Tages unter den heilsamen Kräutern eine Springwurz finden würde.

Das war eine Zauberpflanze deren Besitz jedem alle, auch die vermessensten Wünsche erfüllte.

Hatte er nur erst diese Zauberwurzel, dann wollte er hinausziehen in die Welt und sich ein großes, herrliches Königreich suchen. Dann wurde er König und wohnte in einem

goldenen Schloß, schlief in einem goldenen Bett und aß von goldenen Schüsseln alle Tage Schweinebraten und Klöße mit Backobst. Das war nämlich sein Leibgericht.

Und über hundert Diener würde er dann gebieten, die silberne Kleider hätten und ihn den ganzen Tag in goldenen Sänften spazieren trugen.

Martha sollte dann nur mit ihm gehen, sagte er großmütig. Sie könnte dann eine Prinzessin werden und ihren Vater würde er dann von seinem Leibarzt gesund machen lassen. Dann wollte er ihn zum Minister ernennen.

Ja, und Martha bekam dann seidene Kleider mit schrecklich langen Schleppen und mit einem Gürtel aus Edelsteinen. Und auf dem Kopfe mußte sie eine goldene Krone tragen. Aus einem milchweißen Pferde sollte sie reiten, und seine hundert Diener mußten sich vor ihr neigen.

Und er schaffte sich einen goldenen Rohrstock an und zog ihnen damit eins über. Na — und überhaupt — —

So spann er weiter und weiter, bis Martha, von ihm fortgerissen, mit einstimmte und die Märchen noch weiterführte.

Ja, dann mußte auch Junker Artur in das goldene Schloß kommen und mußte sie artig an der Hand führen, wie die Komtessen und Edelfräuleins, die manchmal in Dohrma zu Besuch waren.

Er durfte dann nicht mehr so stolz auf sie herabsehen, oder gar mit dem Faß nach ihr stoßen, sondern mußte sehr freundlich zu ihr sein, bei Tisch neben ihr sitzen und ihr die Schüsseln reichen, er mußte ihr einen schönen Rosenstrauß schenken und auf seinem Pony neben ihr reiten. Ach nein, Gottfried mußte ihm dann lieber auch ein milchweißes Pferd schenken, ja — —

Ach Gott, was spannen diese beiden Menschen, der einfältige, alte Mann und das unerfahrene Kind für herrliche Märchenträume; jeden Tag aufs neue, jeden Tag schöner und leuchtender.

Und es störte sie nicht, daß die Wirklichkeit so gar nicht mit diesen Träumen in Einklang zu bringen war.

Sie waren glücklich dabei und vergaßen ihr trauriges Schicksal.

Diese Stunden halfen Martha über die Härten ihres Lebens hinweg.

Dann las sie dem Schäfer wieder vor aus Büchern und Zeitungen. Aber darüber gerieten sie oft in Meinungsverschiedenheiten.

Gottfried wollte immer alles besser wissen. Er kam sich so gewaltig klug vor, weil er das Wetter prophezeien und krankes Vieh gesund machen konnte. Ihm konnten die Zeitungsschreiber nicht imponieren. Er malte sich die Welt in anderen Farben.

Aber so, wie er sie sich malte, sah sie ganz sicher nicht aus, das wußte Martha, denn sie war wirklich ein kluges Mädchen.

Und darüber kamen sie manchmal so in Streit, daß er ärgerlich weglief, denn er war so von seiner Klugheit überzeugt, daß er Widerspruch nicht vertragen konnte.

»Wenn Du so bist, dann kann ich Dich in meinem goldenen Schloß nicht gebrauchen, daß Das nur weißt!« sagte er dann gekränkt und ließ sie allein.

Kam er aber wieder bei ihr vorüber, dann hatte er alles vergessen, und sie waren wieder gute Freunde

*

Einige Jahre waren so vergangen. Martha war noch immer Gänsehüterin.

Artur von Dohrma begegnete ihr kaum noch, jedenfalls nahm er keine Notiz mehr von ihr.

Von den Knechten und Mägden hörte Martha, daß der Junker in der nächsten Zeit Dohrma verlassen werde, um in eine Kadettenanstalt zu gehen. Er sollte Offizier werden.

Einige Tage später, als sie davon gehört hatte, trieb sie ihre Gänseherde zeitiger als sonst von der Weide heim, weil ein Gewitter im Anzuge war.

Ihr Weg führte sie an dem Dohrmaer See vorbei, in dem vor Jahren ihr Bruder ertrunken war. Auf diesem See ruderte oder segelte Artur von Dohrma oft.

Martha kannte das kleine Ruderboot und die zierliche Segeljacht ganz genau. Das Ruderboot lag drüben am Steg festgekettet, aber das weiße Segel blähte sich — mitten auf dem See. Sicher war der Junker draußen.

Martha sah zum Himmel empor. Er war bereits mit drohenden

Wolken bedeckt.

Sie blieb eine Weile stehen und blickte auf das leichte Segelboot.

Wenn sich der Junker nicht beeilte, kam er mitten in das Unwetter. Und der See war tückisch.

Sie wandte sich zögernd zum Weitergehen. In demselben Augenblick setzte heulend der Gewittersturm ein, und zwar so stark, daß ihre Röcke fest um ihren Körper geweht wurden. Und das Segelboot wurde nach der Seite zu getrieben, wo sie stand.

Die Gänse drängten sich schnatternd und ängstlich um ihre Hüterin, und die Pflicht gebot ihr, schnell mit ihnen heimzukehren. Aber sie zögerte und warf doch noch einen besorgten Blick nach dem weißen Segel.

In demselben Augenblick erhob sich ein neuer, heftiger Windstoß. Artur von Dohrma mußte entweder die Gewalt über das Segel verloren oder ihm eine falsche Richtung gegeben haben, kurzum, das Boot kippte um und der Junker fiel ins Wasser.

Martha schrie laut auf. Ganz deutlich erinnerte sie sich jetzt der Stunde, da man ihren Bruder tot nach Hause gebracht hatte.

Ein Schauer erfaßte sie. Wenn Junker Artur hier vor ihren Augen ertrank!

Sie preßte die Hände ans Herz und blickte ratlos, wie hilfesuchend um sich. Dann eilte sie dicht an den Rand des Sees.

Sie sah, daß Artur das Ufer schwimmend zu erreichen strebte. Aber das Ufer war an dieser Seite steil und glatt, hier kam niemand ohne Hilfe heraus.

Aufgeregt winkte sie dem Schwimmenden zu und rief dabei laut um Hilfe. Aber niemand hörte sie.

In ihrer Angst überlegte sie nun, wie sie dem Junker selbst zu Hilfe kommen konnte. Ihre Gänseherde vergaß sie in diesem Augenblick vollständig.

Ratlos blickte sie sich um. Da sah sie an der Uferböschung, nicht weit von sich entfernt, einige vor kurzem gefüllte schlanke Birkenstämme aufgestapelt liegen.

Sofort wurde ihr klar, daß eines dieser Stämmchen Artur Rettung bringen konnte. Er war dem Ufer schon ziemlich nahe, sah aber schon sehr erschöpft aus.

Sie sprang auf die Stämme zu und ergriff mit beiden Händen den längsten und dünnsten davon.

Mit einem frohen Ausruf machte sie Artur aufmerksam und reichte ihm das eine Ende der schlanken Stange.

Mit der ganzen elastischen Kraft ihres jungen, gestählten Körpers hielt sie das andere Ende fest, als er danach griff. Das Stämmchen bog sich über den Rand des Ufers, aber Martha hielt fest.

Der Ermattete ließ sich vollends an das Ufer heranziehen und verschnaupte erst ein Weilchen. Es war die höchste Zeit gewesen, daß ihm Hilfe kam.

Nur mit Marthas tatkräftiger Unterstützung konnte er sich nach einer Weile an dem steilen Ufer emporziehen. Ohne das Birkenstämmchen wäre es unmöglich gewesen, ihn zu retten.

Endlich war das Rettungswerk gelungen. Froh aufatmend, mit leuchtenden Augen stand Martha dem völlig durchnäßten Junker gegenüber. Das Wasser floß an ihm herab und bildete da, wo er stand, eine Pfütze. Aus den Haaren rann es über sein Gesicht.

Mitleidig band Martha schnell ihre Schürze ab und wollte ihm das Gesicht damit abtrocknen.

Da schoß glühende Röte in Arturs Gesicht. Mit einer hastig abwehrenden Gebärde trat er von ihr zurück. Sein jugenhafter Hochmut empörte sich dagegen, daß er sich von einem Mädchen, noch dazu von dem verachteten Gänsemädchen aus dem Wasser hatte ziehen lassen müssen. Er schämte sich seiner Ohnmacht und war viel mehr aufgebracht, als dankbar über den Dienst, den sie ihm erwiesen hatte.

Daß gerade sie seine Lebensretterin geworden war, sie, die er vor Jahren, als sie nach Dohrma kam, so schlecht behandelt hatte, das demütigte ihn und machte ihn wütend.

Falsche Scham und der anezogene Hochmut erstickten jedes weiche und dankbare Gefühl in ihm und machten ihn wild.

»Geh' Du, komm mir nicht zu nahe mit Deiner schmutzigen Schürze!« schrie er sie an.

Martha wurde sehr bleich und biß die Zähne fest aufeinander. Der frohe Glanz erlosch in ihren Augen.

»Meine Schürze ist ganz sauber, Junker!« sagte sie leise.

»Mir ist sie zu schmutzig, und überhaupt, ich lasse mich von einem Gänsemädchen nicht berühren, verstanden?«

Mit diesen hastig hervorgestoßenen Worten stürmte er an ihr vorüber und rannte dem Schlosse zu, so daß die Gänseherde entsetzt auseinander stob.

Martha sah mit blassem Gesicht hinter ihm her. Ihre Augen füllten sich mit Tränen und zornig ballte sie die Hände.

»Warte nur, Du hochmütiger Junker, warte nur, wenn ich erst mit Gottfried im goldenen Schlosse bin, dann darfst Du mich auch nicht anrühren, dann stoße ich auch mit dem Fuße nach Dir — — wenn Du mich nicht um Verzeihung bittest!« sagte sie grollend vor sich hin.

Aber dann mußte sie mitten in ihrem Groll lachen über ihre eigene blühende Phantasie.

»Der, ach, der bittet nie einen Menschen um Verzeihung, der stolze Junker, und ich, nun, ich werde nie in einem goldenen Schlosse sitzen. Aber komisch hat es doch ausgesehen, wie er so pitschenaß hier stand, kein bisschen wie ein vornehmer Junker. Da, hier ist eine ganze Pfütze von ihm abgelaufen!«

Sie trat an die Pfütze heran und tauchte ihren Schürzenzipfel hinein. Den betrachtete sie dann triumphierend.

»So, nun ist doch Wasser von seinem Gesicht und aus seinem Haar an meiner Schürze Dagegen kann er sich nicht wehren, der stolze Junker, und aus dem Wasser hab' ich ihn doch gezogen!«

Und sie trat im Übermut mit beiden Füßen in die Pfütze hinein, daß sie hoch aufspritzte.

»Hm, und mein Kleid ist nun von demselben Wasser naß als das seine!« .

Sie jubelte laut auf, als sei es ein köstliches Naß, das ihre Kleider aufsaugten.

In demselben Augenblick fuhr ein Blitz durch die Wolken, und ein dumpfer Donnerschlag ertönte.

Erschreckt sah sie sich um. Nun wurde es höchste Zeit, daß sie mit ihrer Herde heimkam.

Sorgsam legte sie erst noch das Birkenstämmchen an Ort und Stelle, dann trieb sie ihre Gänse vor sich her und eilte heim.

»Einen tüchtigen Schnupfen wird er doch am Ende

bekommen!« dachte sie trotz ihres Grolls besorgt.

Draußen auf dem See aber, da schwamm das Segelboot umgekehrt und steuerlos umher. Es wurde erst einige Tage später geborgen, als Artur von Dohrma schon abgereist war nach dem Kadettenhause.

Martha sah vom Ufer aus zu, in träumerisches Sinnen versunken. Und sie dachte dabei, daß sie Junker Artur nun wohl nicht mehr im Leben begegnen würde, denn wenn er nach Jahren wieder nach Hause kam, dann war sie wohl fort von Dohrma.

Sie hatte es sich vorgenommen, sobald sie erst vollends erwachsen war, wollte sie sich in der Stadt einen Dienst suchen. Gänsemädchen wollte sie jedenfalls nicht immer bleiben, und der Milchmann hatte ihr erzählt, daß die Dienstmädchen in der Stadt gut bezahlt würden. Da würde sie dann soviel Geld verdienen, daß sie für den Vater einen Arzt bezahlen konnte.

Wenn es nur erst soweit wäret Jahre mußten da wohl noch vergehen.





3. Kapitel.

Das Lotterielos.

Die Verhältnisse aus Dohrma hatten sich mehr und mehr verschlechtert.

Seit drei Jahren war Junker Artur bereits fort von Dohrma. Sein Vater verstand noch immer nicht zu sparen, und seine Mutter, die in letzter Zeit leidend war, reiste aus einem kostspieligen Bad in das andere.

Und es wurde Moritz von Dohrma immer schwerer, von Veitel Samuel Geld zu bekommen.

Der Jude war oft in Dohrma, und Johannes Spiegel verlor alle Lustigkeit, wenn er ihn erblickte, und machte ein sorgenvolles Gesicht.

Der treue, ehrliche Mensch, der seinem Herrn ergeben war, sah deutlich genug, daß für Dohrma schlimme Zeiten gekommen waren.

So heiter Johannes Spiegel sein eigenes Schicksal trug, das seiner Herrschaft bedrückte ihn.

Wieder sagte ihm Herr von Dohrma eines Tages, er möge an Veitel Samuel telefonieren, daß er nach Dohrma kommen sollte.

Samuel wohnte in der etwa zwei Stunden von Dohrma entfernten Fabrik— und Handelsstadt.

Johannes Spiegel blickte seinen Herrn bekümmert an. Dieser legte die Hand auf die Schulter des Sekretärs. Er wußte, daß Spiegel ihm treu ergeben war.

»Ja, ja, Spiegel, es sind schlechte Zeiten jetzt auf Dohrma!«

Spiegel nickte kummervoll und sagte:

»Es geht bergab, — Gott sei's geklagt;
Ich hab's dem Herrn schon längst gesagt.«

Ärgerlich trat Herr von Dohrma zurück.

»Donnerwetter, Mensch, kann man denn kein vernünftiges Wort mit Ihnen reden? Müssen Sie immer mit Ihren albernen Reimereien dazwischenkommen? Ist ja lächerlich. Daß Sie im ewigen Leben kein Dichter werden, müssen Sie doch nun endlich gemerkt haben. Himmeldonnerwetter noch 'mal, ich bin nicht in der Stimmung, Ihr Reimgeklingel anzuhören!«

Johannes Spiegel trat verlegen von einem Fuß auf den anderen, sein Kopf duckte sich ängstlich hin und her, und er machte ein ganz unglückliches Gesicht. Dann sagte er hastig, sich den Schweiß von der Stirn wischend:

»Und wenn Sie mich gleich töten,
Ich kann nicht anders reden.«

Da mußte Moritz von Dohrma doch wieder lachen.

»Sie sind unverbesserlich, Spiegel. Ich glaube, Sie halten 'mal noch Ihre eigene Leichenrede in Versen!«

Der Sekretär lächelte erlöst und vergnügt und sagte, schnell mit dem Kopf hin und her fahrend:

»Gottlob, ich sehe, wie Sie lachen,
Und will mich aus dem Staube machen.

Mit einer Verbeugung verließ er dann das Zimmer und ging draußen im Vorzimmer an das Telephon, um Veitel Samuel herbeizurufen. —

*

Längst saß Spiegel wieder auf seinem Drehsessel und rechnete eine Zahlenreihe herunter, als sich die Tür leise öffnete und Veitel Samuels schmaler Kopf sich hereinschob.

»Gott zum Gruß, Herr Sekretär, darf ich treten ein?«

Spiegel wandte sich mit einer kühnen Halbdrehung um.

»Herr Samuel — ei, guten Tag,
Uns drücken wieder Sorg und Plag.«

Der Jude schob sich vollends zur Tür herein und nahm sein Käppchen ab. Mit der Hand, die das Käppchen hielt, wies er nach der Tür, die zu Herrn von Dohrmas Zimmer führte.

»Is er drinnen, der gnädige Herr von Dohrma? Kann ich gehen

hinein zu ihm?«

»Ich will Sie doch erst melden,
Sonst wird der Herr wohl schelten.«

Veitel Samuel lächelte.

»Gott erhalte gesund Ihren Humor und Ihre Reimchen, Herr Sekretär. Sie sind e' guter Mann, e' kluger Mann — und e' großer Dichter. Ich höre gern, wenn Sie machen Ihre Reimchen!«

»Ein großer Dichter bin ich nicht,
Im Gegenteil, — ein kleiner Wicht.«

Dabei kletterte Spiegel von seinem Sessel herunter.

»Wie heißt kleiner Wicht? Kann doch stecken in e' kleinen Körper e' großer Geist und in e' kleinem Kopfe mehr Klugheit, als in e' großen. Und Sie machen Ihre Reime so glatt, wie sie nur machen kann e' Dichter!«

Spiegel seufzte tief aus.

»Ich möchte schon, — auf Ehre,
Daß ich ein Dichter wäre.«

sagte er, den Kopf hin und her drehend, und dann betrat er seines Herrn Zimmer, um den Juden anzumelden.

Gleich darauf stand Veitel Samuel vor Herrn von Dohrma. In seiner bescheidenen Weise blieb der Jude mit dem Käppchen in der Hand stehen, bis sich der Gutsherr umwandte.

Jovial nickte dieser ihm zu.

»Nur näher, lieber Samuel, nur näher. Nehmen Sie doch Platz!«
sagte er liebenswürdig.

Veitel Samuel zog die Schultern hoch und machte ein unbehagliches Gesicht. Wenn Herr von Dohrma so leutselig war, dann brauchte er Geld.

Forschend fuhren die schwarzen Augen des Juden über das Gesicht des Gutsherrn, als er sich auf die äußerste Ecke eines Stuhles niederließ.

»Na, lieber Samuel, wie geht's? Was macht Ihr Sohn Isaak?«

Samuel seufzte. Wenn sich der gnädige Herr herabließ, ihn nach seinem Sohne zu fragen, dann brauchte er viel Geld.

»Danke der Nachfrage, gnädiger Herr, wie soll es gehen

meinem Isaak? Gut geht es ihm, wenn er auch is e' bisschen schwach auf der Brust. Es wird sich geben mit der Zeit. Und er lernt fleißig auf dem Gymnasium und macht Freude seinem alten Vater. — Der gnädige Herr werden haben ebenfalls Freude am gnädigen Junker, der doch nun werden wird in kurzer Zeit e' stolzer Offizier!«

Dabei funkelten Samuels Augen. Er hatte nicht vergessen, daß ihm Junker Artur manche Demütigung, manche Beleidigung zugefügt hatte, und er wartete noch immer auf die Stunde der Vergeltung.

»Geduldig ist der Jüd!« so hatte er einst selbst gesagt, und geduldig wartete er, bis seine Stunde kam.

Herr von Dohrma seufzte.

»Gewiß, mein Sohn macht mir Freude, er wird ein tüchtiger Soldat werden. Aber neue Sorgen stürmen auf mich ein, sobald er zum Leutnant avanciert. Das kostet Geld, immer wieder Geld, mein lieber Samuel!«

Der Jude nickte nachdenklich mit dem Kopfe.

»Wird wohl so sein. Wird der gnädige Junker mitmachen müssen, was die anderen tun. Es wird sein dieselbe Geschichte, wie bei anderen Herren seines Standes!«

Dohrma nickte.

»Ja, ja, Adel verpflichtet Wir müssen leider unserem Namen und unserem Stande manche Rücksicht zollen. Aber was hilft es? Wenn nur erst wieder bessere Zeiten für die Landwirtschaft kommen wollten! Darauf hoffe ich immer noch. Dann müssen ja auch die Einkünfte besser werden!«

Samuel machte ein undurchdringliches Gesicht.

»Wäre zu wünschen, gnädiger Herr!«

Herr von Dohrma räusperte sich und trommelte mit den Fingern aus der Schreibtischplatte.

»Hm — ja. Aber vorläufig — sehen Sie, lieber Samuel — vorläufig bin ich noch in der Klemme. Und deshalb müssen Sie mir noch viertausend Mark vorschießen!«

Veitel Samuel duckte sich wie erschrocken und drehte sein Käppchen zwischen den Fingern.

»Is e' hohe Summe, gnädiger Herr, e' sehr hohe Summe!«

»Ach, machen Sie doch keine Geschichten. Das ist doch eine Lappalie für einen reichen Mann, wie Sie sind!«

Der Jude lächelte kläglich.

»Wie heißt e' reicher Mann? Bin ich doch nur e' armer Jüd' und viertausend Mark is e' hohe Summe!«

Herr von Dohrma biß mit finsterem Gesicht auf seinem Bart herum.

»Ich brauche sie aber — und zwar sofort. Sie müssen mir helfen!«

Samuel sah nach der Tür, als ob er fliehen wollte, und duckte den Kopf wieder zwischen den Schultern.

»Der gnädige Herr müssen bedenken, daß Dohrma schon is belastet, bis zur Höhe seines Wertes fast. Ich kann Ihnen nicht geben immer und geben, ich muß sehen, daß ich nicht verlier' mein Geld!«

»Ach, Unsinn, ich werde Ihnen doch noch für viertausend Mark sicher sein!«

»Der gnädige Herr is mir sicher gewesen für sehr viele Tausende!«

Herr von Dohrma sprang auf.

»Ja doch, ja, und ich werde Ihnen auch noch für die paar lumpigen Tausend Mark gut sein. Ich will es Ihnen nicht vergessen, wenn erst bessere Zeiten kommen. Ich verspreche mir viel von der neuen Spargelanlage ich will sie im Großen betreiben und habe schon günstige Abschlüsse gemacht mit Konservenfabriken!«

Samuel nickte bedächtig.

»Is e' guter Gedanke, e' sehr guter Gedanke. Der gnädige Herr sind e' forscher, tüchtiger Landwirt, e' sehr tüchtiger. Aber es wird gebraucht in Dohrma soviel — Geld, und es müßte wachsen Gold aus der Erde, wenn der Samuel kommen sollte zu seinem Gelde!«

»Donnerwetter noch 'mal, machen Sie mir doch nicht soviel Querspähne, Samuel, ich muß das Geld haben. Helfen Sie mir nur dieses letzte Mal noch!«

Der Jude schnitt eine klägliche Grimasse.

»Wie heißt das letzte Mal. Hat es schon so oft sein sollen das

letzte Mal und hab' ich immer wieder geben müssen, immer wieder!«

»Na schön — geben Sie also auch dieses Mal noch!«

Samuel seufzte.

»Der gnädige Herr werden so nicht weiterwirtschaften können, es wird sonst geben e' große Pleite. Sie werden sich müssen einschränken. Dohrma is e' schönes Gut, es is e' gut bewirtschaftetes Gut, aber es kann nicht bringen soviel, als der gnädige Herr verbrauchen!«

Moritz von Dohrma bekam einen roten Kopf. Sein Gesicht bekam einen hochmütig abweisenden Ausdruck.

»Ihre Ratschläge hab' ich nicht verlangt, sondern ein Darlehen von viertausend Mark. Also wie ist es? Kann ich das Geld von Ihnen bekommen? Sonst muß ich mich z an Moses Silberstein wenden!«

Veitel Samuel lächelte fein.

»Der Moses Silberstein wird wagen keinen Heller auf e' aussichtsloses Geschäft. Er wird wissen, daß der Veitel Samuel wird festhalten, was ihm verpfändet is, und daß er wird haben das Nachsehen, wenn er sich einläßt mit so 'ner Sache. Der Moses Silberstein is e' kluger Mann. Aber — der Veitel Samuel wird geben dem gnädigen Herrn noch die viertausend Mark, um zu zeigen den guten Willen!«

Herr von Dohrma atmete erleichtert auf.

»Na, Gott sei Dank! Müssen Sie mich allemal erst wütend machen, ehe Sie Geld herausrücken?«

Wieder lächelte Samuel fein.

»Der gnädige Herr wird vielleicht sein eines Tages noch viel wütender, daß der Veitel Samuel das Geld nicht hat *verweigert!*«

Moritz von Dohrma machte ein finsternes Gesicht. Er wußte, daß der Jude recht hatte. Aber er wollte es nicht hören.

Trotzdem er den Untergang seines Hauses vor sich sah, hoffte er immer noch auf irgend einen besonderen Glücksfall, der ihn aus aller Not befreien konnte.

Einzuschränken vermochte er sich nicht. Er war zu sehr gewöhnt, aus dem Vollen zu leben.

»Lassen Sie mich mit Ihren Unkenrufen verschont, Samuel!«

stieß der Gutsbesitzer grimmig hervor.

Der Jude sah unter den buschigen Brauen hervor zu ihm auf.

»Soll ich singen wie e' Nachtigall, wenn mir nicht is danach zumute?«

Herr von Dohrma lachte. Seine Veranlagung ließ ihn schnell alles Unangenehme vergessen, und wenn er sich vorstellte, daß der Jude wie eine Nachtigall singen sollte, mußte er lachen.

»Nein, nein, Samuel, strapazieren Sie sich nicht. Unmögliches kann kein Mensch von Ihnen verlangen. Aber nun wieder zu unserem Geschäft. Haben Sie das Geld bei sich?«

»Ja!« sagte dieser.

Das Geschäft wurde nun rasch abgeschlossen. Als die Banknoten aus Samuels Briefftasche in die des Herrn von Dohrma gewandert waren und Samuel bedächtig den Schuldschein zu sich gesteckt hatte, gelüstete es ihn, noch ein kleines Extrageschäft zu machen.

»Der gnädige Herr sollte mir abkaufen e' Dutzend Lose von der großen Dombau—Lotterie. Ich habe gerade noch bei mir zwölf Stück!«

Dohrma lachte ärgerlich.

»Bleiben Sie mir vom Leibe mit solchem Unsinn, Samuel!«

»Wie heißt Unsinn? Können Sie doch machen einen Treffer von sechsmalunderttausend Mark!«

Dohrma zündete sich eine Zigarette an und schüttelte den Kopf.

»Haben Sie schon jemals erlebt, daß ein Mensch in so einer Lotterie das große Los gewonnen hat? Gibt's ja gar nicht. Nee, nee, Samuel, dafür gebe ich nicht einen Heller aus!«

»Der gnädige Herr sollten nicht zurückweisen so e' Angebot. Wer weiß, ob nicht gewinnt eins von diesen Losen. Also wollen Sie behalten?«

»Nein, ich will nicht. Packen Sie nur Ihre Lose wieder ein, oder offerieren Sie dieselben den Bauern. Die fallen eher aus so was rein!«

»Wie heißt reinfallen!« sagte der Jude gekränkt »Is e' ehrliches Geschäft, an dem ich verdiene nur e' Kleinigkeit!«

»Na also — dann verschmerzen Sie es leichter, wenn ich sie

Ihnen nicht abkaufe!«

Samuel hob die Hände.

»Is immer for e' Geschäftsmann schmerzlich, wenn er macht kein Geschäft; ob e' großes oder e' kleines!« sagte er verdrießlich und steckte die Lose wieder ein.

Als er sich von Dohrma verabschiedete versuchte er draußen bei Johannes Spiegel sein Heil.

»Kaufen Sie mir ab e' Los zur Dombau—Lotterie, Herr Sekretär. Sie können gewinnen mehr als e' halbe Million!«

Spiegel schüttelte lächelnd den Kopf.

»Ich mag nicht reicher werden,
Als ich schon bin auf Erden.«

So sagte er, vergnügt und zufrieden mit seinem Schicksal.

Nun regte sich bei Beitel Samuel der Ehrgeiz des Handelsmannes, und er setzte es sich in den Kopf, das Dorf Dohrma nicht eher zu verlassen, bis er die zwölf Lose verkauft hatte.

So ging er von Haus zu Haus und redete und schwatzte so lange, bis er ein Los nach dem anderen an die Bauern verkauft hatte.

Zuletzt blieb ihm nur noch ein einziges übrig. Das wollte niemand mehr haben.

Veitel Samuel stand nachdenklich am Ende des Dorfes und blickte aus das Los herab, was ihm übrig geblieben war. Es hatte die Nummer 18444. Wem sollte er das noch verkaufen?

Als er nachdenklich den Blick in die Ferne schweifen ließ, sah er draußen auf einem Wiesenrain den Schäfer Thomas mit dem Gänsemädchen Martha zusammensitzen.

Es blitzte in seinen schwarzen Augen auf. Diese beiden mußten das letzte Los kaufen, und wenn et nichts daran verdienen sollte.

Er steckte das Los ein und lief mit langen Schritten quer über die Wiesen weg auf die beiden Menschen zu, die eben wieder die herrlichsten Luftschlösser aufbauten, denn das taten sie noch immer.

Das Los brannte Samuel ordentlich auf dem Herzen, er wollte und mußte es noch loswerden.

Bald darauf stand er vor Martha und dem Schäfer.

Thomas hatte sich im Laufe der letzten Jahre nicht im mindesten verändert. Aber Martha war rank und schlank emporgewachsen und noch viel hübscher geworden.

Ihr wunderschönes, goldiges Haar war in zwei dicken Flechten um den Kopf gelegt, und über der Stirn und im Nacken ringelten sich einige lose, kurze Locken und umgaben das Köpfchen wie ein Heiligenschein.

Sie trug ein ärmliches, vielfach geflicktes, aber sauberes Gewand von dunkelblauem Leinen. Am Hals und an den Armen sah ein blütenweißes Hemd hervor.

Wohlgefällig blickte Samuel aus das hübsche, kräftige , Mädchen mit dem klugen, ernsten Gesicht.

Er hatte Martha Berger immer gut leiden mögen und hatte ihr noch nicht vergessen, daß sie einst seinen Sohn Isaak vor den wilden Dorfjungen beschützt hatte.

Bisher hatte er noch keine Gelegenheit gefunden, ihr diese Guttat zu vergelten. Aber der Jüd' ist geduldig, er wartet seine Zeit ab im Guten und Bösen.

Als Martha des Juden ansichtig wurde, sprang sie mit einer elastischen, anmutigen Bewegung empor und grüßte Samuel freundlich, während Gottfried Thomas sitzen blieb, ein paar Züge aus seiner kurzen Pfeife paffte und ruhig weiterstrickte an seinem grauen Strumpf.

Er erwiderte den Gruß des Juden mit der ihm eigenen, gewichtigen Miene, denn er war sich seiner Bedeutung als Wetterprophet und gewichtiger Persönlichkeit sehr bewußt.

Samuel lächelte Martha zu.

»Da kommt dahergeschritten das Fräulein Gänsemagd wie e' junge Königin mit e' Krönchen von Gold auf dem Haupte. Is e' erfreulicher Anblick — wie e' Geschenk des Himmels — wie e' Blume auf dem Felde!« sagte er mit ehrlicher Bewunderung.

In Marthas feine, liebliche Züge, die so gar nicht zu ihrem niedrigen Dienst paßten, stieg helle Röte. Ihre klaren, schönen Augen blickten zu Gottfried hinüber.

»Siehst Du, Gottfried, nun macht sich Herr Samuel schon über uns lustig, weil er weiß, daß wir hier draußen immer im

Märchenlande spazieren gehen!«

Gottfried paffte gelassen den blauen Rauch in die Luft.

»Wenn der liebe Gott will, setzt er uns doch in ein Königsschloß, auch dem Herrn Samuel zum Trotz!«

»Wie heißt zum Trotz?« wehrte Samuel ab. »Es würde mir nur gereichen zur Freude, Herr Thomas. So e' liebes und braves Fräuleinchen, wie Fräulein Marthchen, die verdient auch, in e' Königsschloß zu wohnen. Und damit Sie sehen, daß ich es meine ehrlich, will ich Ihnen bieten die Hand zum Glück. Wenn Sie wollen, daß in Erfüllung gehen Ihre Träume, dann müssen Sie nicht warten, bis von selber kommt das Glück. Sie müssen ihm gehen entgegen!«

Er holte das letzte Dombaulos hervor und pries es den beiden mit großer Beredsamkeit an.

Als Gottfried Thomas hörte, daß man auf dieses Los sechsmalunderttausend Mark gewinnen könnte, ließ er seinen Strickstrumpf sinken und vergaß an seiner Pfeife zu ziehen.

Seine Augen begannen zu funkeln und das Gesicht verlor den gewichtigen, selbstgefälligen Ausdruck.

»Martha, das ist ein Wink des Schicksals, wir kaufen es uns zusammen das Los, Du und ich. Uns beiden ist ein großes Glück bestimmt, das habe ich aus den Sternen gelesen. Wenn wir das Los kaufen, gewinnen wir das unmenschlich viele Geld, darauf kannst Du Dich verlassen!«

Martha lachte.

»Ach, Gottfried, wie viele tausend Menschen wollen wohl dies große Los gewinnen. Warum sollte es gerade auf uns fallen!«

Gottfried ärgerte sich schon wieder, daß sie ihm widersprach.

»Rede doch keinen Unsinn, Martha, ich sage Dir, wir werden gewinnen. Denkst Du, das ist Zufall, daß Herr Samuel hierher kommt und uns das Los verkaufen will? Das ist Schickung, der liebe Gott selbst hat ihn hierher geführt!«

Thomas fand es ganz selbstverständlich daß sich der liebe Gott extra für ihn bemühte. Sein naives Selbstbewußtsein war unerschütterlich.

Martha hatte selbst große Lust, ihr Glück zu versuchen. Unschlüssig blickte sie Samuel an, der sich bei des Schäfers

Feuereifer auf den Zuhörer beschränkte.

»Was kostet das Los, Herr Samuel?«

»Fünf Mark, Fräulein Marthchen!«

Martha erschrak.

»O, soviel!«

»Is doch nicht viel, wenn mer dafor kann gewinnen mehr als e' halbe Million!«

»Aber man kann auch nichts gewinnen und dann ist das viele Geld verloren!«

»Nu, wenn Sie spielen das Los zusammen, is es doch for jeden nur die Hälfte Sie sollten versuchen, ob Sie haben Glück, Fräulein Marthchen!« redete Samuel zu.

»Überleg' doch nicht solange, Martha!« drängte auch der Schäfer.

»Ich würde es auch allein spielen, wenn ich noch Geld genug übrig hätte. Aber ich habe nur noch einen Taler!«

Martha rechnete hastig im stillen. Sie brauchte so notwendig einen neuen Rock. Und dem Vater hatte sie Tabak versprochen. Das war seine einzige Freude.

Wenn sie ihm Tabak brachte, wurde er auf kurze Zeit immer ganz froh und lebhaft und erwachte aus seinem stumpfen Hinbrüten.

Ihr karger Lohn, den sie seit ihrem vierzehnten ; Jahre vom Gutsherrn erhielt, ging immer für die allernötigsten Bedürfnisse auf. Gerade zwei Mark und fünfzig Pfennige besaß sie noch.

Wenn sie nun aber auch vorläufig noch auf einen neuen Rock verzichtete, den Tabak mußte sie für den Vater kaufen, ihn durfte sie nicht berauben. Fünfzig Pfennige mußte sie auf jeden Fall für den Vater zurückbehalten.

Zögernd sah sie noch eine Weile auf die beiden Männer, die auf sie einsprachen.

»Mehr wie zwei Mark habt ich nicht!« sagte sie endlich, noch immer unschlüssig.

Samuel rang sich einen Entschluß ab und legte dann seine Hand auf ihre Schulter.

»Nu, werd' ich Ihnen lassen Ihre Hälfte for zwei Mark, damit Sie

können versuchen Ihr Glück. Werd' ich mal nix verdienen an dem Geschäft!«

Da siegte die Lust, ihr Heil zu versuchen, in Marthas Herzen. Der alte Rock mußte noch gehen, und der Vater bekam ja seinen Tabak.

Herrgott, wenn das Los gewann! Nicht den höchsten Treffer, ach nein, so vermessen waren ihre Wünsche nicht. Nur ein paar hundert Mark, das wäre ja schon ein unfaßbares Glück. Und daraufhin mußte man doch einmal zwei Mark riskieren. Wenn nun der liebe Gott wirklich vorhatte, sie aus ihrer Not zu befreien, dann mußte man doch ein wenig mithelfen.

Aufseufzend willigte sie ein und erstand mit Gottfried Thomas zusammen das Los.

Sie sollte es in Verwahrung nehmen und barg es in dem Leinwandbeutelchen, das sie an einem Bande um den Hals trug und worin sie ihr Geld aufbewahrt hatte. Sorgsam wie einen großen Schatz barg sie das Beutelchen in ihrem Kleide.

Veitel Samuel zog vergnügt und schmunzelnd von dannen. Sein Ehrgeiz war befriedigt, er hatte alle Lose verkauft.

Und wenn er auch das letzte billiger hatte hergeben : müssen, so hatte er doch noch extra ein gutes Werk getan.

Wer weiß, vielleicht gewann dieses Los wirklich, weil so ein gutes, braves Mädchen, wie Martha, es spielte.

Als er sich von den beiden aufgeregten Menschen verabschiedete, sagte er zu Martha, »Gott soll geben, daß Sie gewinnen das große Los, Fräulein Marthchen, dann kommen Sie zu mir und legen an Ihr Geld in sicheren Papierchen. Und der Veitel Samuel wird es verwalten, daß Sie haben Ihre Freude daran. Und nun behüt' Sie Gott so gesund und so brav und so schön. Auf Wiedersehen!«

Martha nickte ihm verträumt zu und drückte die Hand auf die Stelle, wo das Leinwandbeutelchen saß.

Als der Jude außer Hörweite war, sagte Gottfried Thomas wichtig:

»Daß Du nicht so dumm bist und Dein Geld zu dem Juden trägst, Martha! Das könnte dem schlauen Fuchs schon passen!«

Martha fuhr aus ihrem Sinnen auf.

»Welches Geld denn, Gottfried?«

»Nun, das vom großen Los, Dazu brauchen wir den Juden nicht, hörst Du?«

Martha lachte.

»Warte doch, bis wir's haben!«

Gottfried nahm die Pfeife aus dem Munde und spuckte aus.

»Du, das ist so sicher, wie das Amen in der Kirche. Sollst schon sehen. Ich hab's ja lange gewußt, daß wir noch mal Glück haben!«

Und dann hackten die beiden Menschen wieder einträchtig nebeneinander auf dem Wiesenrain und bauten emsig an ihren Luftschlössern, während Samuels hagere Gestalt über die Wiesen schritt und dann im Walde verschwand.

Sie malten sich aus, was sie beginnen würden, wenn das Los wirklich gewann.

Gottfried Thomas entwarf die abenteuerlichsten Pläne. Er kaufte im Geiste schon die halbe Welt für den Lotteriegewinn und verlor sich in den kühnsten Träumen.

Martha war stiller und viel, viel bescheidener. Ein wenig bedrückte sie doch der Gedanke, soviel Geld für ein Stück Papier ausgegeben zu haben. Aber sie war so jung und hoffnungsfroh. Einmal mußte doch das Glück wieder zu ihr kommen.

Die alten Wünsche nach einem Häuschen, einem Stall mit einigem Vieh und einem Stück Land wachten wieder in ihr auf. Und vor allem die Hoffnung, den Vater wieder gesund zu sehen.

Manchmal war ja sein Zustand eine Zeitlang gar nicht mehr so trostlos. Ab und zu sprach er ganz vernünftig. Aber dann quälte ihn der Gedanke furchtbar, im Armenhaus zu sitzen. Und dann wurde es immer wieder schlimm mit ihm.

Wenn sie ihn nur aus dem Armenhaus hätte nehmen können! Ach, vielleicht half der liebe Gott, daß sie ein paar hundert Mark gewann. Dann würde alles besser werden.

Thomas phantasierte immer weiter ins Ungemessene, und schließlich riß er Martha doch wieder mit sich fort, so daß sie die kühnsten Luftschlösser mit ihm baute.

Als sie aber gerade bei einem großen, herrlichen Festmahl angelangt waren, stürmte eins von Thomas Schafen zwischen

Marthas Gänseherde.

Der treue Fips wollte das ungehorsame Schaf zur Ordnung bringen und verfolgte es mit wütendem Gekläff. Dadurch wurde die Verwirrung noch viel größer, und Martha hatte Mühe, ihre Pflegebefohlenen wieder zur Ruhe und Vernunft zu bringen.

Als endlich beide Herden wieder friedlich ihren Nahrungsbedarf deckten, setzte sich Martha wieder zu dem Schäfer, der sich gar nicht erhoben hatte und nur seinem Hunde die nötigen Befehle zurief. Er stopfte sich eine neue Pfeife und sagte zu Martha:

»Höre mal, davon waren wir vorhin abgekommen. Also Du versprichst mir doch, daß Du Dein Geld nicht zu dem Juden trägst!«

Martha lächelte.

»Gesetzt den Fall, ich hätte welches, warum sollte ich es nicht zu ihm tragen?«

»Bist Du dumm, Martha. Er würde Dich doch nur darum bringen!«

Martha schüttelte den Kopf.

»Da tust Du Vettel Samuel unrecht, er ist ein ehrlicher Mann!«

»Unsinn, kein Jude ist ein ehrlicher Mann!«

»Aber Gottfried, wie kannst Du so etwas sagen? Das redest Du nur nach, weil die Bauern auf ihn schimpfen. Und warum tun sie das? Bloß weil er sein Geld wieder haben will, wenn er ihnen welches geliehen hat, oder weil er etwas an dem Korn verdienen will, das er ihnen abkauft!«

»Nee, nee, ich weiß das besser, und ich warne Dich, trag Dein Geld nicht zu ihm!«

»Doch, Gottfried, ich würde es ganz gewiß tun, denn er versteht von Geldgeschäften viel mehr als Du und ich!«

»Was, ich soll nichts von Geldgeschäften verstehen? Na, da sollst Du ja Dein blaues Wunder sehen. Famos verstehe ich das!«

Martha lächelte wie eine gute Mutter zu den Torheiten ihres Kindes.

»Nun ja, Gottfried, Du magst ja etwas davon verstehen, aber ich *nicht*, und deshalb würde ich zu Veitel Samuel gehen. Aber wir wollen doch nicht darum streiten, denn siehst Du, vorläufig hat es noch keine Not, daß wir nicht allein mit unserem Vermögen fertig

werden.

Ich habe noch fünfzig Pfennige und Du hast auch nicht mehr.

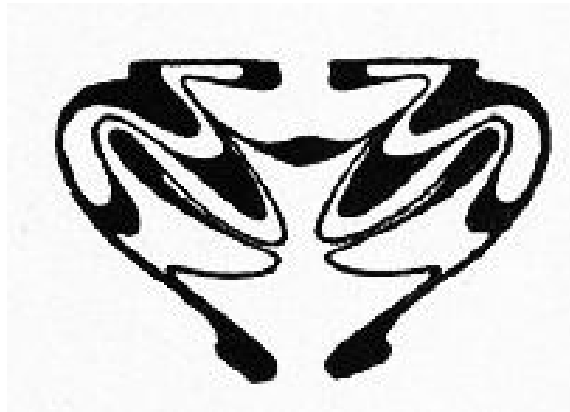
Heute Abend gehe ich zum Krämer und kaufe Vater Tabak dafür. Und Du wirst das Geld wohl auch in Tabak anlegen, denn Dein Tabaksbeutel ist schon wieder leer. Wie Du aber auch immer lospaffst. Den ganzen Tag hast Du die Pfeife im Mund!«

Gottfried schmauchte vergnügt an seiner gescholtenen Pfeife.

»Na weißte, ein bisschen was muß der Mensch doch haben!«

Damit war ihr Gespräch wieder in friedliche Bahnen gelenkt. Als sie eine halbe Stunde später auseinandergingen, rief Gottfried Martha noch mahnend zu:

»Verlier' man ja das Los nicht, Martha, sonst kriegen wir wohl das Geld nicht ausgezahlt!«





4. Kapitel.

Der Hauptgewinn.

Einige Wochen später saß Martha Berger auf der Weide bei ihren Gänsen. Auf ihren Knien lag ein Zeitungsblatt ausgebreitet, in dem sie eifrig las.

Johannes Spiegel gab ihr immer die Zeitung vom vergangenen Tage, wenn sie abends von der Weide heimkam. Und diese nahm sie dann am nächsten Morgen mit hinaus. Es war die Tageszeitung aus der naheliegenden Stadt.

Eifrig studierte sie jeden Tag die Anzeigen, hauptsächlich die Abteilung, in der Dienstboten gesucht wurden.

Martha war ganz fest entschlossen, sobald als möglich eine Stellung in der Stadt anzunehmen. Da wurden immer Dienstmädchen bei hohem Lohn gesucht.

Und der Milchmann hatte ihr erzählt, daß die Mädchen in der Stadt im Monat fünfzehn bis zwanzig Mark bekämen und auch noch gute Weihnachtsgeschenke.

Wenn sie nun auch im Anfang etwas weniger bekam, bis sie sich eingerichtet hatte, so war es doch viel, viel mehr, als sie jetzt bekam.

Und außerdem — so gern sie ihre Gänse hatte —, eine richtige Beschäftigung war das Gänsehüten doch nicht für sie. Es gelüstete sie, ihre jungen Kräfte in ernster Arbeit zu regen.

Sie hatte schon längst einmal nach der Stadt gehen wollen, um sich einen Dienst zu suchen, aber sie konnte zu schlecht fortkommen und wagte es nicht, um Urlaub zu bitten.

Der gnädige Herr war jetzt immer so schlechter Laune und ließ jeden hart an, der ein Anliegen hatte. Das kam natürlich daher, daß Herr von Dohrma immer tiefer in Schulden geriet und kaum noch einen Ausweg wußte.

Martha hatte von den Knechten und Mägden allerlei darüber gehört: sie hielten sich darüber aus, daß Frau von Dohrma immer wieder mit einer Unmenge neuer Kleider in die Bäder reiste.

Daß Junker Artur vor kurzem Leutnant geworden war und nun auch viel Geld kostete, hatte Martha ebenfalls gehört. Es beschlich sie immer ein seltsames Gefühl, wenn Arturs Name genannt wurde. Seit Jahren hatte sie ihn nicht gesehen. Er war noch nicht wieder daheim gewesen. Mit seinen Eltern war er zuweilen in den Badeorten zusammengetroffen, wo seine Mutter zur Kur weilte. Weihnachten hatte er immer bei seinen Tanten verlebt.

Ob er wohl noch immer so stolz und hochmütig war? Wie er wohl aussah in der Leutnantsuniform? Sicher sehr schön und vornehm; so hatte er ja immer ausgesehen, nur einmal nicht, als sie ihn aus dem See gezogen hatte.

Damals hatte er so pitschenaß und verdrießlich vor ihr gestanden. Und garstig war er zu ihr gewesen, so garstig und böse, nun wie er eigentlich immer zu ihr gewesen war.

Aber trotzdem mußte sie oft an ihn denken. Und leid tat es ihr auch, daß auf Dohrma soviel Schulden lasteten. Da hatte er gewiß auch seine Sorgen, ganz gewiß.

Ob er wohl bald wieder einmal nach Dohrma kam? Nun, solange sie noch hier war, wohl kaum. Sie wollte bald, sehr bald fort.

Ach ja, sie wollte ja die Anzeigen lesen. Martha war ins Träumen gekommen Nun las sie wieder eifrig weiter, Und dann überlegte sie wieder, wie sie es machen sollte, nach der Stadt zu kommen.

Aber da fiel ihr plötzlich Veitel Samuel ein. Ob der ihr nicht eine Stelle verschaffen konnte, wenn sie ihn recht sehr darum bat? Er war ihr wohlgesinnt, das fühlte sie. Vielleicht half er ihr. Daß sie da nicht längst daran gedacht hatte.

Wie es freilich mit dem Vater wurde, wenn sie fort war, das lag ihr schwer auf der Seele. Wer sollte sich nun um ihn kümmern, wenn sie nicht mehr täglich nach ihm sah und bei ihm Ordnung machte? Ob er wohl selbst auf sich halten würde?

Der Herr Lehrer hatte ja gesagt, der Vater müsse sich ein

bisschen aufrappeln und selbst auf Ordnung halten. Vielleicht tat er es, wenn sie es ihm recht eindringlich sagte. Und so oft sie Urlaub hatte, kam sie zu ihm heraus und half nach.

Ach, es würde schon gehen. Und sobald sie einiges Geld zusammen hatte, wollte sie zu einem Arzt gehen und ihn bitten, den Vater gesund zu machen.

Sie hatte so gar keine Ahnung, wie teuer ärztliche Hilfe war, das arme Kind. Und immer war die Hoffnung mit ihr, daß der Vater wieder gesund würde. Ein Arzt erschien ihr wie ein Spender aller Wunder. Er mußte ja dem Vater helfen können, Sie beschloß also, sich Veitel Samuel anzuvertrauen.

Ziellos blätterte sie nun weiter in der Zeitung, Seite um Seite las sie durch. Und dabei fiel ihr Blick plötzlich auf die Worte: »Ziehungsliste der großen Dombau—Lotterie«.

Wie ein Schlag durchzuckten sie diese Worte. Sie richtete sich auf und starrte darauf nieder. Dann fühlte sie instinktiv nach dem Leinwandbeutelchen. Soviel Vorwürfe hatte sie sich in diesen Tagen gemacht, daß sie das Geld ausgegeben hatte für das Los. Und hier hielt sie nun plötzlich die Ziehungsliste in der Hand. Sie wußte, daß darinnen die Nummern standen, die gewonnen hatten, das hatte ihr Veitel Samuel vor einigen Tagen erst auseinander gesetzt.

Nun würde sie also erfahren, ob ihre Nummer gezogen worden war.

Sie strich sich über die Augen. Ein bisschen Angst hatte sie vor der Entscheidung. Wenn sie nichts gewonnen hatte, dann war sie um eine Hoffnung ärmer. So sehnlichst hatte sie sich gewünscht, einen kleinen Gewinn zu machen.

Aufgeregt flog ihr Blick über die Liste. Welch eine Menge Zahlen: die hatten alle gewonnen! Konnte die ihre nicht dabei sein?

Mit bebender Hand holte sie ihr Los aus dem Leinwandbeutelchen und prägte sich die Nummer recht fest ein. Dann begann sie auf der Liste nach dieser Nummer zu suchen.

Aber schon gleich am Anfang schrak sie heftig zusammen und ihre Augen flimmerten, daß die Nummern einen wilden Reigen um sie tanzten. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus und fuhr sich über

die Augen, als müsse sie ein Trugbild wegwischen. Und dann starrte sie abwechselnd aus ihr Los und in die Zeitung.

Wie gelähmt saß sie da und las immer und immer wieder: »Der Hauptgewinn von 600 000 Mark ist auf die Nummer 18 444 gefallen!«

Herr Gott im Himmel — 18 444 — das war doch ihre Nummer, sie sah sie doch ganz deutlich vor sich: 1—8—4—4—4!

Jawohl es stimmte — stimmte ganz genau. Die Zahlen tanzten zwar immer wieder vor ihren Augen, aber wenn sie ganz fest darauf hinsah, dann bildeten sie immer wieder ihre Nummer.

Als sie das endlich ganz erfaßte in ihrem wirren Denken, da schrie sie plötzlich so laut auf, daß ihre Gänse auseinander stoben und dann laut schnatternd auf sie eindrangten, als machten sie ihr Vorwürfe über diesen Aufschrei.

Martha fuhr nun kerzengerade empor und hielt mit zitternden Händen die Zeitung dicht vor ihre Augen. Aber es war kein Spuk, die Nummer blieb stehen neben dem Hauptgewinn. Ein Zittern lief über ihren Körper. Kraftlos sanken ihre Hände herab und das Los entfiel ihr.

Schon rannte eine Gans darauf zu und schnappte danach, aber im letzten Augenblick riß es Martha dicht vor ihrem Schnabel weg und warf sich auf den Rasen hin.

Sie suchte sich zu fassen, zur Ruhe zu kommen. Nein, nein, das war ja nicht möglich, nicht zu glauben. So ein unmenschlich großes Glück gab es doch gar nicht. Ein Irrtum war's, nichts als ein Irrtum. Die Nummer war verdruckt, oder sonst eine Teufelei steckte dahinter. Hatte sie nicht einmal von einem Schuhmacher gelesen, der auch in der Zeitung gefunden hatte, daß sein Los mit dem Haupttreffer herausgekommen war?

In seiner Freude, im Taumel seines Glückes hatte er seine ganze kleine Wirtschaft demoliert und zum Fenster hinausgeworfen. Auch die Schuhe seiner Kunden, die er reparieren sollte, waren hinterdrein geflogen, ebenso eine Schüssel mit Knödeln, die seine Frau zum Mittagmahl heimgebracht hatte.

Und dann hatte es sich herausgestellt, daß es ein Irrtum war, daß ein Seher die Nummer falsch gesetzt hatte.

Da war dann der Ärmste um all sein Hab und Gut gekommen und hatte seinen Kunden die Stiefel noch ersetzen müssen. Seine Frau aber hatte ihm zur Strafe nie wieder Knödel gekocht. Und so ein Irrtum würde das wohl auch sein wie bei dem Schuster.

Nein, sie wollte noch nicht daran glauben, nicht eher, als bis sie die volle Gewißheit in den Händen hatte; sonst war nachher die Enttäuschung gar so groß und bitter. Ruhig wollte sie sein, ganz ruhig und gefaßt. Aber Gewißheit mußte sie haben so schnell als möglich, sonst — ja — sonst würde sie ganz von Sinnen kommen.

Was mußte sie nun zuerst tun?

Ach ja — zu Gottfried mußte sie zuerst gehen, mußte ihm die Zeitung zeigen und ihm sagen, was darinnen stand. Wenn er auch nicht lesen konnte, die Zahlen würde er schon vergleichen können.

Sie erhob sich schnell. Gleich auf der Stelle wollte sie Gottfried aufsuchen; sie konnte nicht warten, bis er vorbei kam. Mit *einem* Menschen mußte sie darüber sprechen.

Sie pfiß ihre Gänse zusammen und trieb sie eilig vor sich her über die Wiesen, so schnell, als die Tiere nur laufen konnten. Es ging ihr viel, viel zu langsam.

Und dabei dachte sie immer: »Wenn's wahr ist, gehören mir 300 000 Mark — das ist ein unmenschliches Geld, das kann ja kein Mensch verbrauchen, und wenn er noch soviel ausgibt!«

Ab und zu machte sie sich durch einen lauten Aufschrei Luft, sonst wäre ihr die Brust zersprengt vor Erregung.

Wo Gottfried heute mit seinen Schafen weilte, wußte sie. Zum Glück war es nicht weit. Und doch schien ihr der Weg entsetzlich lang.

Immer schneller trieb sie die Tiere an. Zuweilen blieb sie aber stehen und verglich noch einmal ihr Los und die Zeitung. Dann war ihr immer, als ob sie plötzlich Flügel bekommen hätte, und ihre nackten Füße berührten kaum den Boden.

Endlich hatte sie ihr Ziel erreicht. Von weitem sah sie Gottfried neben seinem Schäferkarren sitzen. Er strickte und rauchte wie immer.

Alles vergessend und ihre Herde im Stich lassend, flog sie auf ihn zu und rüttelte ihn an den Schultern, daß ihm die Mütze vom

Kopfe flog.

»Holla — Mädels — ja, bist Du denn übergeschnappt? Was ist denn in Dich gefahren, daß Du wie eine Wilde über mich herfällst, he?« sagte er erstaunt, hob bedächtig seine Mütze aus und blickte dann verwundert in ihr vor Aufregung totenblasses Gesicht.

Sie konnte nicht sprechen, die Worte blieben ihr in der Kehle stecken. Stumm entfaltete sie die Zeitung und wies auf die Nummer. Dann hielt sie das Los dicht daneben.

Thomas starrte darauf nieder und begriff sofort, daß das Los gewonnen hatte. Er war ohnedies seiner Sache so sicher gewesen. Aber nun stand er doch zitternd und fassungslos vor Erwartung neben Martha, und Kopf an Kopf gedrängt studierten sie die Zahlen.

Martha brachte es endlich über sich, vorzulesen:

»Der Hauptgewinn von 600 000 Mark ist aus die Nummer 18 444 gefallen!« Und dann fuhr sie leise fort: »Und wir haben die Nummer 18444, Gottfried!«

Gottfried Thomas sprang plötzlich wie ein Verrückter empor. Er warf seine Mütze laut schreiend in die Luft und tanzte taumelnd umher, bis er über seinen langen Schafpelz stolperte und hinfiel.

Dabei fiel ihm die Pfeife aus dem Mund, aber er achtete gar nicht darauf. Das Garn von seinem Strickstrumpf hatte sich um seine Beine gewickelt. Er riß wütend daran herum und schleuderte den Strickstrumpf weit von sich.

Prustend erhob er sich.

»Hab' ich's nicht gesagt, Martha — hab' ich's nicht gleich gesagt, daß wir gewinnen? Siehst Du wohl, wenn Du nun nicht auf mich gehört hättest! Ha, ich bin gescheit, sehr gescheit! Und nun — nun soll ein Leben losgehen! Ein Schloß kauf ich mir — haha — jetzt sind wir reiche Leute, Martha; reicher, wie der gnädige Herr!

Du, 600 000 Mark, das ist grauslich viel Geld — ein ganzes Königreich kann man sich dafür kaufen; jawohl — he Du — wir kaufen uns eins. Und ich bin dann König und Du Prinzessin. Und eine Schleppe trägst Du, daß die der gnädigen Frau man nur so ein niedliches Schwänzchen dagegen ist!

Ujeh, und ich fahre nun alle Tage in der Kutsche und esse Schweinebraten und Klöße mit Backobst, bis ich nicht mehr kann. Und Kuchen stippen wir auch alle Tage in Kaffee jawohl — mit großen Rosinen drin. Wein und Bier und Grog, ja — das trinken wir man so literweise — vom feinsten natürlich, und eine weiße Weste kauf ich mir, mit goldenen Knöpfen dran, und 'n Zylinder und 'n Reitpferd, und —«

Er hielt erschöpft inne und drehte sich wieder wie ein Kreisel. Er war wie von Sinnen.

Martha legte ihm die Hände auf die Schulter. Sein aufgeregtes Wesen gab ihr die Ruhe wieder.

»Gottfried, nun komm doch erst einmal zu Dir und laß uns mal ruhig überlegen. Sieh mal, es kann ja auch ein Irrtum sein!«

»Quatsch nicht so 'n Unsinn,« fuhr er sie wütend an. »Wahr ist es, ich hab' es doch vorher gewußt! Und es steht doch in der Zeitung! Willst Du wieder alles besser wissen, Du dumme Gans? Und zu überlegen gibt es gar nichts, Verstanden?«

»Ach Gottfried, es wäre doch gar nicht auszudenken, das Glück! Aber sieh mal, es könnte doch verdrückt sein. Vielleicht haben wir auch nur 6000 Mark gewonnen — oder 600. Aber das wäre ja auch schon herrlich.

Lieber Gott, mein armes Vaterle, den könnt' ich da gesund machen lassen. Und aus dem Armenhaus könnt ich ihn nehmen. Ich wäre ja schon so zufrieden und glücklich, wenns nur 600 Mark wären!«

Gottfried Thomas ballte wütend die Hände.

»Schweig doch still — Du — rede nicht solche Dummheiten daher. 600 000 Mark sinds damit basta! Und jetzt lauf' ich ins Dorf und erzähle es allen Leuten. Hei, die werden staunen und werden dienern und gaffen! Jawohl — nun sollen sie erst mal Respekt vor mir haben.

Wie sie glotzen werden, die dummen Bauern; und der gnädige Herr, der kann sich seine Schafe nun selber hüten, wenn er Lust hat, jetzt bin ich selbst 'n gnädiger Herr!«

Er warf den Kopf zurück, daß seine lange Nase in die Luft starrte, und wollte davon eilen. Martha hielt ihn fest.

»Gottfried, sei doch gescheit; darfst doch Deine Herde nicht im

Stich lassen. Wenn's nun nicht wahr ist, dann verlierst Du Deine Stelle. Bleib doch, bald ists ja Abend und wir ziehen heim. Und morgen bitte ich um Urlaub und gehe in die Stadt zum Veitel Samuel, um ihn zu fragen, ob es auch gewiß wahr ist, dann ist es immer noch Zeit, Deine Stelle aufzugeben. Nur heute sei noch vernünftig!«

Aber Thomas riß sich ungeduldig los.

»Laß mich los, Du dummes Mädchen! Was der Veitel Samuel weiß, das weiß ich selber; so gescheit wie der bin ich allemal. Und was in der Zeitung steht, stimmt!«

Damit stürmte er in großen Sätzen über die Weide. Für ihn gab es jetzt keine Vernunft, kein Bedenken. Er schwelgte im Bewußtsein, ein reicher Mann zu sein und sich unermessene Wünsche erfüllen zu können.

Martha sah hinter ihm her. Seine langen, grauen Haarsträhnen flatterten im Wind, und der lange Schafspelz schlug um seine langen, dünnen Beine.

Sie hörte ihn schreien und jauchzen, und mit einem Male kam sie die Luft an, hinter ihm herzufliegen und mit ihm um die Wette zu jauchzen.

Aber gewaltsam zwang sie sich zur Ruhe. An seinem Freudenrausch wurde sie nüchtern, und das Pflichtgefühl war stärker als alles andere. Ruhig und verständig sprach sie zu Fips, dem Schäferhund, als sei er ein verständiger Mensch:

»Jetzt mußt Du gut aufpassen, Fips; Dein Herr ist davongelaufen. Nun gib Du fein acht auf die Schafe! Noch ein Stündchen müssen wir aushalten, dann treiben wir heim!«

Fips bellte fröhlich, als wollte er sagen:

»Sei ganz unbesorgt, auf mich kannst Du Dich verlassen!«

Martha blieb mit ihren Gänsen in der Nähe und teilte ihre Aufmerksamkeit zwischen den beiden Herden. Gottfrieds Strickstrumpf und seine Pfeife hob sie auf und legte beides in seinen Schäferkarren. Auch die Mütze legte sie dazu. Und dann ging sie unruhig auf und ab. Stillsitzen konnte sie jetzt nicht.

Das Zeitungsblatt hatte sie mit dem Los in dem Leinwandbeutelchen geborgen. Immer wieder preßte sie die Hände darauf, und jedes mal sagte sie dann inbrünstig:

»Laß es doch wahr sein, lieber Gott!«

Die Stunde, die sie noch ausharren mußte, erschien ihr lang wie eine Ewigkeit. Aber endlich schlug es drüben an der Schloßuhr siebenmal an. Nun hatte sie ihre Pflicht erfüllt, nun ging es heim.

Sie trieb die Schafherde mit dem Hund vor ihrer eigenen Gänseherde her und schritt rüstig aus.

Schon unterwegs kamen ihr Leute aus dem Dorfe entgegen und starrten sie wie ein Wunder an und bestürmten sie mit Fragen.

Gottfried Thomas war im Dorfe von Haus zu Haus geeilt und hatte verkündet, daß er und das Gänsemädchen das große Los gewonnen hätten.

»Ist's denn wahr, ist's denn wahr?« fragten die Leute aufgeregt.

»Ich weiß es selbst noch nicht genau, muß erst morgen in die Stadt zum Samuel,« antwortete sie.

Die anderen Losbesitzer, denen Samuel die übrigen Lose verkauft hatte, baten sie, doch in der Liste nach ihren Nummern zu sehen.

Martha tat es, aber es war keine Nummer davon gezogen worden.

Da trollten sich die Leute verdrießlich und gingen zur Dorfschenke, wo Gottfried Thomas das halbe Dorf bewirtete. Der Wirt mußte natürlich borgen, aber er tat es gern, da ihm ein guter Profit sicher schien.

Martha brachte erst die beiden Herden gewissenhaft in den Ställen unter. Dann wusch sie sich Gesicht und Hände, kämmte sich das Haar frisch, zog Schuhe und Strümpfe an und ging zu Johannes Spiegel.

Sie bat ihn, sie dem gnädigen Herrn zu melden.

Auch im Schlosse hatte man schon von des Schäfers Bericht gehört.

Spiegel hatte dem gnädigen Herrn melden müssen, daß Thomas ohne Herde heimgekommen sei und sich wie ein Verrückter gebärde.

Herr von Dohrma hatte geflucht und gewettert über den pflichtvergessenen Schäfer und wollte eben einen Knecht auf die

Weide schicken, der die Schafe eintreiben sollte, als ihm Spiegel berichtete, daß Martha gerade die beiden Herden in den Hof trieb.

Nun ließ er sie sofort eintreten und sich Bericht erstatten. Sie tat es in ihrer ruhigen, bescheidenen Art und zeigte Herrn von Dohrma das Los und die Zeitung.

In Dohrmas Augen flammte es begehrllich.

Donnerwetter, hatten diese beiden untergeordneten Menschen ein unverschämtes Glück. Er war innerlich wütend, daß er damals die Lose nicht von Samuel gekauft hatte. Da wäre er nun aus aller Not gewesen und hätte ein herrliches, sorgenloses Leben führen können.

Statt feiner heimsten nun der Schäfer und das Gänsemädchen das Geld ein.

Herr von Dohrma ärgerte sich natürlich nicht wenig und hatte alle Mühe, seine Fassung zu bewahren.

Immerhin war das Gänsemädchen mit einem Schlage für ihn eine ganz andere Persönlichkeit geworden, an der man nicht so ohne weiteres seine schlimme Laune auslassen konnte.

»Ich wollte nun den gnädigen Herrn für morgen um Urlaub bitten, weil ich den Herrn Samuel aufsuchen möchte, damit er mir Gewißheit schaffen kann,« schloß Martha ihren Bericht.

Herr von Dohrma trommelte auf der Schreibtischplatte.

»Ja, ja — natürlich — Du kannst morgen früh in die Stadt gehen; es wird ja jemand anders mal Deinen Dienst versehen können. Übrigens — ich glaube ganz sicher, daß die Sache richtig ist, aber immerhin — die Zeitung ist nicht maßgebend, da muß die amtlich beglaubigte Liste beim Kollekteur nachgesehen werden.

Na — der Samuel wird das alles schon machen, und — ja — und ich wünsche Dir Glück! Donnerwetter — wirst es ja brauchen können!«

Martha bedankte sich artig. Ihr Gesicht hatte sich dunkel gerötet. Daß auch Herr von Dohrma für wahrscheinlich hielt, daß kein Irrtum vorherrschte, erfüllte sie mit einiger Zuversicht .

Sie verabschiedete sich von ihrem Herrn und ging hinaus. Dohrma sah mit starren Augen hinter ihr her.

»Das hätte mich retten können vor dem Untergang; 600 000 Markt Es wären glänzende Zeiten für Dohrma gekommen,

glänzender als je zuvor — bah — es sollte nicht sein! Verflucht, daß ich diese Lose nicht nahm!« sagte er vor sich hin und stützte brütend den Kopf in die Hände.

Martha trieb es nun zuerst zum Vater. Sie mußte es ihm sagen, mußte mit ihm darüber sprechen. Wahrscheinlich würde sein armer Kopf die ungeheure Tragweite dieser Nachricht gar nicht fassen. Aber sie sehnte sich danach, dem einzigen Menschen, den sie auf der Welt besaß, ihr Hoffen und Fürchten mitzuteilen.

Als sie an der Dorfschenke vorüber kam, hörte sie wüstes, lautes Geschrei aus den offenen Fenstern dringen. Aber alle Stimmen wurden von der des Schäfers überschrien:

»Ein König bin ich — jawohl — und alle müßt Ihr Euch vor mir neigen! Prosit!«

»Prosit! Prosit! Der Schäfer soll leben, hoch, hoch, hoch!« antworteten die anderen Stimmen.

Gottfried Thomas hatte einen tüchtigen Rausch— halb von der Freude, halb vom Alkohol. Und die anderen, die er freigebig bewirtete, benützten die gute Gelegenheit, sich billig einen Rausch zuzulegen, nur gar zu eifrig.

Martha schlüpfte schnell vorüber. Sie verstand Gottfried nicht; wie konnte er so töricht sein?

Ihre Freude hatte sie still gemacht, fast bange, und sie vermochte noch immer nicht an ihr Glück zu glauben. Die Angst vor der Enttäuschung machte sie zaghaft.

Eilig schritt sie weiter, nach dem Armenhause. Es war mehr eine Hütte, ein armseliges, nüchternes Häuschen von sehr auffälligem Aussehen. Außer von Marthas Vater wurde es zurzeit nur noch von einer halbblinden und tauben Tagelöhners-Witwe bewohnt, der außerdem noch die Gicht alle Glieder krumm gezogen hatte.

Sie bewohnte das eine Stübchen, Marthas Vater das andere.

Auf dem schmalen Hausflur stand ein alter Kochherd und ein Sack mit Kartoffeln, den eine mitleidige Seele gestiftet hatte.

Martha pflegte, wenn sie den Vater besuchte, auch immer mit nach der alten Frau zu sehen. Als sie jetzt die Schwelle des Armenhauses überschritt, dachte sie:

»Wenn es wahr ist, daß ich das viele Geld gewonnen habe,

dann schenke ich der armen, alten Weidner-Christel ein paar Hundert Mark, daß sie nicht mehr im Armenhaus bleiben muß!«

Und während sie das dachte, schoß eine heiße Freude durch ihr Herz.

«Reich sein — ach Gott — wieviel Gutes man da tun könnte!« sagte sie leise vor sich hin und preßte die Hände wie im Gebet zusammen —

Sie fand den Vater in seiner gewohnten schlaffen Haltung, wie meist, stumm vor sich hinbrütend. Als er sie aber erblickte, flog es wie ein blasser Freudenschein über sein eingefallenes Gesicht, und die zitternden Hände streckten sich wie in Sehnsucht aus.

»Marthchen — mein Marthchen!« lallte er.

Martha eilte froh auf ihn zu. Wenn er sie erkannte, war sein Zustand immer etwas besser als gewöhnlich. Sie fiel ihm um den Hals und streichelte ihn.

»Vaterle, mein liebes, gutes Vaterle, wie geht es Dir?«

»Hast Du Tabak?« fragte er statt aller Antwort.

Ihr Blick flog in dem kahlen, nüchternen Raum umher, der außer dem armseligen Lager nichts enthielt als einen Stuhl, einen kleinen, wackeligen Tisch, ein Wandschränkchen und ein eisernes Gestell mit einem winzigen Waschgeschirr. Sie atmete tief und gepreßt.

»Morgen, Vaterle, morgen bringe ich Dir Tabak mit; ja, ganz gewiß — und dann alle Tage — alle Tage sollst Du welchen haben, soviel Du willst!«

Sein Gesicht verzog sich zu einem armen, schwachen Lächeln.

»Ja — hm — ja — viel Tabak,« lallte er.

Sie schmiegte sich an ihn.

»Vaterle — vielleicht können wir uns nun bald wieder ein Häusel kaufen, weißt — eins mit grünen Fensterläden, wie unseres war — das liebe Stellmacherhäusel. Und eine Kuh halten wir uns — und ein Gärtchen — gelt, mit Johannisbeer— und Stachelbeersträuchen.

Da pflegst Du die Blumen und die Gemüse. Und ein Fliederbusch muß darinnen sein — wie früher daheim. Schmuck muß es werden, unser Häusel, gelt? Ach, Du, Vaterle — wenn es nur wahr wäre — nur ein kleines bisschen wahr. Du — und wenn Du

Lust hast, dann baust Du einen Wagen, gelt?«

Er horchte auf. Ein Freudenstrahl lag auf seinem Gesicht; aber dieser verlosch schnell wieder.

»Hab' kein Handwerkszeug — ist alles fort!«

Sie konnte es nicht lassen, noch ein wenig ihr Hoffen auszubauen, gar zu sehr drückte es ihr das Herz ab.

»Wirst neues Handwerkszeug bekommen, ganz neues, wenn Du willst, Vaterle!«

Er schüttelte grämlich den Kopf.

»Kann nicht — meine Hände — da — fassen ins Leere — nur Luft — alles fort — alles. — Flieder sagst Du — einen Fliederbusch?«

»Ja, Vaterle! Weißt, einen mit so großen Dolden — so dick wie meine Fäuste. Hm — wie die duften! Und gesund mußt Du werden, ganz gesund — wie damals, als das liebe Mutterle noch lebte, und das Gustävle, weißt noch?«

Der Vater strich sich über die Stirn, als wollte er etwas fortwischen.

»Mutterle — die schläft — ganz fest unter dem Flieder. Sie ist eingeduselt — ja — ich kann sie nicht wecken — meine Füße, Marthchen, ich kann nicht zu ihr gehen. Und das Gustävle — das liegt im Wasser, schaukelt hin und her, hin und her — so — so!«

Er wiegte feine Arme hin und her, als hielt er ein Kind darauf.

Martha streichelte ihm das Haar aus der Stirn. Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Heißer und brennender denn je stieg der Wunsch in ihr auf, daß es ihr vergönnt sein möge, dem Vater zu seiner Gesundheit zu verhelfen. Er war ja nicht viel über fünfzig Jahre alt.

Freilich, seine Gestalt war zusammengesunken wie die eines Greises, und sein Haar war gebleicht. Aber wenn er hier herauskam, wenn er gut gepflegt würde und ein tüchtiger Arzt ihn in Behandlung nahm, dann war es doch möglich, daß er wieder gesund wurde und wieder lernte, Freude am Leben zu haben.

Ach, nur des Vaters wegen mochte Gott helfen, daß sie etwas in der Lotterie gewonnen hatte. Das große Los brauchte es ja nicht gleich zu sein, das war ja so schrecklich viel Geld, von solch einer Summe konnte sie sich gar keine Vorstellung machen. Was

man da wohl alles dafür kaufen konnte: ganz bange konnte einem davor werden. Nein, das große Los brauchte es nicht zu sein.

»Vaterle — gelt, liebes Vaterle — so ein Häuschen und ein Gärtchen, das wäre schön, Da könntest Du immer in der Sonne sitzen und Dich wärmen!«

Er schüttelte den Kopf.

»Die Sonne ist nicht mehr da, Marthchen, sie ist fort. Weißt, seit unser Häusel fortflog — hui, weit fort. Seit Mutterle schläft, ists kalt — macht ja kein Feuer mehr!«

Sie küßte ihn und rieb ihm die kalten, zitternden Hände.

»Warte nur, Vaterle, warte nur, die Sonne kommt wieder und das Häusel auch. Sollst schon wieder warm werden. Die Sonne macht hell und warm. Und wenn sie einmal nicht scheint, dann mach' ich Dir ein warmes Stübchen, und Du kriegst einen Lehnstuhl, so einen weichen, bequemen, daß Dein armer Rücken ausruhen kann. Wart nur noch ein Weilchen, mein armes Vaterle!«

Wohlig ließ er es sich gefallen, wie sie ihm mit ihren warmen, jungen Händen die starren Glieder rieb. Er fühlte auch in der Nacht, die sein Gemüt befallen hatte, die Zärtlichkeit seines Kindes wie eine Wohltat.

Eilig machte Martha dann Ordnung im Stübchen, schüttelte das Lager auf, fegte den Boden und holte frisches Wasser vom Brunnen herein.

Der Vater sah ihr zu und ließ sich gefallen, daß sie ihm Gesicht und Hände wusch, das Haar und den Bart kämmte und ihm ein frisches Halstuch umband. Dann huschte Martha hinüber zur Weidner-Christel und tat ihr ein paar Handreichungen.

Das arme, alte Weibchen tätschelte die Hand des jungen Mädchens.

»Gottes Segen wird Dir's lohnen, Marthchen; ich bete alle Tage drum. Bist ein liebes, gutes Kind. Kein Mensch kümmert sich um die alte Weidner-Christel; nur Du — Du gutes Kind. Gott lohn' es Dir!« sagte die Ärmste mit ihrer zitternden Stimme.

»Ja, ja — der helf ich auch, wens wahr ist,« gelobte sich Martha im stillen.

Noch einmal ging sie dann zum Vater hinüber und küßte ihn

herzlich zum Abschied.

»Gute Nacht, Vaterle. Und schlaf auch gut, hörst Du?«

»Ja, ja — bringst mir Tabak mit,« bettelte er.

»Ganz gewiß, Vaterle, ganz gewiß!« versprach sie, Und dann ging sie heim in ihr armseliges Dachkämmerchen, das sie mit einer Magd teilte.

Viel Schlaf fand sie nicht in dieser Nacht. Und wenn sie einschlief, träumte sie unruhig. Sie sah eine Herde Gänse, die alle ein Stück Papier im Schnabel hatten: lauter Lotterielose.

Wenn sie danach faßte, liefen die Gänse davon, und dann flogen sie mit den Losen in die Lüfte, höher, immer höher, bis sie in den Wolken verschwanden.



5. Kapitel.

Ein neues Leben.

Am nächsten Morgen machte sich Martha bereit zu dem Gang nach der Stadt.

Sie zog ihr bestes Kleid an, ein einfaches schwarzes Kleidchen, das sie zur Konfirmation von Frau von Dohrma geschenkt bekommen hatte. Sie hatte es schon etwas verwachsen, der Rock reichte ihr kaum noch bis an die Knöchel und die Taille war ihr etwas zu eng geworden.

Natürlich zog sie auch ihr einziges Paar Schuhe an mit einem Paar dicker, grauer Strümpfe, die ihr Gottfried Thomas gestrickt und letzte Weihnachten geschenkt hatte. Um den Kopf band sie ein helles Kattuntuch zum Schutz gegen die Sonne.

Zeitung und Los trug sie wohlverwahrt in ihrem Leinwandbeutelchen unter dem Kleide.

Die Mamsell gab ihr freundlich noch ein Paket Butterbrote mit auf den Weg, denn wer konnte wissen, wie lange sie in der Stadt aufgehalten wurde.

Alle riefen ihr einen guten Wunsch nach, als sie sich auf den Weg machte.

Auch Johannes Spiegel öffnete das Fenster und rief ihr einen gereimten Glückwunsch zu.

Der gnädige Herr Und die gnädige Frau saßen auf der Veranda beim Frühstück und erwiderten ihren artigen Gruß ein wenig freundlicher als sonst. Herr von Dohrma sah hinter ihr her mit einem Gefühl von Neid und Ärger.

Nur der Schäfer Gottfried Thomas ließ sich nicht sehen. Er war spät in der Nacht mit einem Mordsrausch nach Hause gekommen und lag nun noch im tiefen Schläfe. Als man ihn hatte wecken wollen zu seiner Zeit, damit er seine Schafe austreiben sollte, da

hatte er gesagt, man möge ihn in Ruhe lassen, er sei König und hüte keine Schafe mehr.

Dann war er wieder eingeschlafen, und einer von den Knechten hatte die Schafe austreiben müssen.

Marthas Gänse wurden heute von dem Sohne eines Tagelöhners auf die Weide geführt. Martha hatte ihm versprochen, daß er ihren Posten später für immer übernehmen könne, denn wenn das mit dem großen Lose nicht zutraf, dann wollte sie sich gleich nach einem Dienst in der Stadt umsehen.

Eigentlich hatte Martha gedacht, daß Gottfried Thomas sie heute nach der Stadt begleiten würde. Nun mußte sie aber doch allein gehen.

In Gedanken verloren schritt sie dahin, erst durch das Dorf, dann über die Wiesen, und schließlich durch den Wald, der sich bis ziemlich an die Stadtgrenze längs des Flusses dahinzog.

Ihr Herz wurde von unruhigen Gefühlen bewegt, und zugleich war ihr so feierlich zumute, als sei ihr Leben an einem wichtigen Wendepunkte angelangt.

Tief sog ihre Brust die würzige Waldluft ein. Je näher sie der Stadt kam, umso schneller schritt sie aus, umso größer wurde die Unruhe in ihrem Herzen.

Und ihr ganzes Wesen ging auf in dem Gebet:

»Gib mir ein bisschen Glück, lieber Gott, nur soviel, daß mein Vaterle gesund werden kann und daß er aus dem Armenhause kommt!«

In der Stadt angelangt, fragte sie sich nach dem Hause des Juden Samuel. Es lag etwas abseits in einer engen Gasse, durchaus nicht in einem feinen Stadtviertel: sehr bescheiden und unscheinbar sah es aus.

Man sah es diesem Hause nicht an, daß sein Besitzer ein sehr reicher Mann war. Veitel Samuel hatte durch seinen klugen Geschäftssinn, durch seinen Fleiß und seine Anspruchslosigkeit ein großes Vermögen erworben, und wenn er nur gewollt hätte, dann hätte er längst im Dohrmaer Schlosse wohnen können.

Aber er wollte nicht, ihm genügte das kleine, stille Haus, in dem er mit seiner Frau und seinem einzigen Sohne Isaak zufrieden und glücklich lebte.

Dohrma war ihm auch ohnedies sicher. Seine Forderungen an Herrn von Dohrma waren so hoch, daß es nur in seinem Belieben stand, diesen Besitz an sich zu bringen. Aber der Jude ist geduldig und erwartet seine Zeit. In diesem Charakterzug liegt nicht zum wenigsten der Erfolg dieser Rasse.

Martha zog schüchtern die Hausglocke und betrat unsicher den Flur, als ihr ein kleines dralles Dienstmädchen öffnete.

Sie fragte beklommen, ob Herr Samuel zu sprechen sei.

»Der Herr hat Geschäftsbesuch,« antwortete das Dienstmädchen.

Martha zögerte.

»Ich habe aber etwas sehr Wichtiges mit ihm zu besprechen,« sagte sie leise.

Wenn Sie ein Weilchen warten wollen, bis er fertig ist, dann treten Sie nur einstweilen in das Wohnzimmer, da ist unser junger Herr. Vielleicht sagen Sie ihm, was Sie wollen!«

Martha atmete tief auf.

»Ja, ich will gern warten, wenn es erlaubt ist!«

Das Mädchen öffnete eine Tür und ließ sie eintreten in ein niedriges, aber sehr behaglich eingerichtetes Zimmer, Am Fenster an einem schlichten, schon sehr alten Schreibtisch saß ein junger Mensch, etwa in Marthas Alter, über einen Stoß Bücher gebeugt.

Seine dunklen, klugen Augen, die mit seltsamem Feuer aus einem schmalen, blassen Gesicht glühten, hefteten sich fragend auf Marthe, die ihr Kopftuch abgenommen hatte und in der Hand hielt.

Der schwächliche Körper des Jünglings reckte sich empor. Marthe erkannte in dem jungen Mann sofort Samuels Sohn Isaak und lächelte ihm freundlich zu in ihrer herzugewinnenden Weise. Er sah sie unsicher und etwas verlegen an.

Sie kam ihm bekannt vor, doch hatte sie sich so verändert, daß er nicht wußte, wen er vor sich hatte.

»Sie wünschen, Fräulein?«

»Ach, Sie kennen mich wohl nicht mehr? Ich möchte Ihren Vater sprechen, Herr Isaak!«

Marthe zog verlegen ihr Tuch durch die Hände.

Er horchte auf und sein Blick glitt suchend über ihr Gesicht.

»Mein Vater wird bald fertig sein. Bitte, setzen Sie sich doch, Fräulein. Und wenn Sie mir Ihren Namen sagen wollten, ich kann mich nicht mehr erinnern, wie Sie heißen, obwohl Sie mir sehr bekannt vorkommen,« sagte er mit seiner schwachen, aber sympathischen Stimme, und in ganz reinem, dialektfreien Deutsch.

Martha lächelte ihn an.

»Ich bin Martha Berger — aus Dohrma komme ich.«

Isaak sprang auf und reichte ihr herzlich die Hand.

»Ah — nun weiß ich's! Martha Bergen die Tochter des Stellmachers, die jetzt in Dohrma —«

Er zögerte: sie aber fiel ein:

»Die Gänse hütet, ganz recht!«

Er lächelte verlegen und sah zu ihr auf. Sie war ein gutes Stück größer als er.

»Wie groß und stark Sie geworden sind, seit wir uns nicht gesehen haben. Ich bin allerdings seit reichlich vier Jahren nicht mehr in Dohrma gewesen.«

Sie reckte sich unwillkürlich.

»Ja, man wächst schnell auf, wenn man den ganzen Tag im Freien ist. Und freilich, lange sind Sie nicht draußen gewesen in Dohrma.«

Seine Stirn rötete sich und in seinen Augen lag eine verlorene Trauer.

»Manchmal wäre ich gern mit Vater hinausgewandert durch den Wald. Aber ich habe viel Schule und muß tüchtig lernen. Und dann — ein wenig fürchtete ich mich immer vor den Dorfjungen. Sie wissen ja, der Judenjunge wird nicht eben sanft von ihnen angefaßt. Und ich bin etwas schwächlich. Aber ich habe es nie vergessen, nie, daß Sie mich damals beschützt haben, als mich die Dorfbuben steinigen wollten. Auch mein Vater hat es nicht vergessen Sie sind gut — sehr gut!«

Martha wehrte verlegen ab.

»Ach, davon reden wir nicht mehr. Die Jungen meinten das auch nicht so schlimm, sie sind nur so wild. Da müssen Sie sich gar nichts draus machen,« sagte sie im Bestreben, Isaak noch

nachträglich über die erlittene Unbill zu trösten.

Er lächelte Es war ein resigniertes Lächeln, das eigentlich in ein so junges Gesicht gar nicht hinein paßte.

»Ja, Sie sind gut, der liebe Gott wird es Ihnen lohnen. Und wir vergessen es Ihnen nicht, mein Vater und ich. Aber nun setzen Sie sich. Vater wird bald herüber kommen; Sie haben gewiß einen Auftrag vom Herrn von Dohrma auszurichten.«

Martha ließ sich aus einen Stuhl nieder und fühlte heimlich nach ihrem Leinwandbeutelchen.

»Nein, ich habe keinen Auftrag, ich will Ihren Vater nur etwas fragen.«

»Dann gedulden Sie sich noch eine Weile,« entgegnete er freundlich, ohne eine Spur von Neugierde, und nahm seinen Platz am Schreibtisch wieder ein.

»Sie entschuldigen mich, wenn ich arbeite, ich habe noch eine Übersetzung zu machen für die Schule.«

»O, bitte, lassen Sie sich ja nicht stören, ich werde mich ganz ruhig verhalten,« sagte Martha schnell.

Er lächelte ihr zu und vertiefte sich in seine Arbeit.

Martha betrachtete sich nun mit Muße das Zimmer.

Voll Interesse sah sie sich die Bilder an den Wänden an. Es waren schöne, schon etwas vergilbte Kupferstiche in schlichten Rahmen. Was diese Bilder darstellten, wußte sie nicht, aber es machte ihr Vergnügen, sie zu betrachten. Das half ihr über ihre Ungeduld weg.

Endlich, nach einer langen Zeit, öffnete sich die Tür und Veitel Samuel steckte in seiner vorsichtigen Art den Kopf zur Tür herein. Bei Marthas Anblick zog ein Lächeln über sein hageres Gesicht.

»Gott soll hüten — das Fräulein Gänsemagd von Dohrma!« rief er vergnügt.

Schnell trat er vollends ein und schloß die Tür hinter sich. Dann lächelte er seinem Sohn zu.

»Was sagste, Isaak? Haste erkannt das Fräulein Marthchen, was Dir gehalten hat vom Leibe die wilden Jungen?«

»Ja, Vater, ich habe sie erkannt!«

Veitel nickte.

»Is e' Sache! So e' Gesicht vergißt einer nicht so leicht. Is doch wie e' Gesicht von e' leibhaftigen Engel. Is mer e' große Freude, daß Sie kommen in mein Haus—, Fräulein Marthchen. Und nun sollen Sie sagen, was Sie hat geführt hierher. Haben Sie mir etwas zu sagen vom gnädigen Herrn von Dohrma?«

Martha hatte sich erhoben. Die Unruhe und Aufregung schlug nun über ihr zusammen.

»Nein, Herr Samuel, ich komme in einer eigenen Angelegenheit zu Ihnen!« sagte sie hastig.

»Nu, soll mich freuen, wenn ich kann dienen dem Fräulein Marthchen; soll mich freuen!«

Martha zog das Beutelchen hervor und holte mit bebenden Händen Los und Zeitung heraus.

«Wissen möchte ich, Herr Samuel, ob das Wahrheit ist, was hier in der Zeitung steht!«

Sie reichte ihm Los und Zeitung. Er setzte seine Brille auf und sah sie erst scharf an, ehe er die Zeitung entfaltete.

»Haben Sie vielleicht gemacht e' Gewinn, Fräulein , Marthchen?«

»Das möchte ich eben von Ihnen hören. In der Zeitung steht es, aber — ach Gott — ich weiß nicht, ob es wahr ist, und deshalb komme ich zu Ihnen. Sie müssen es doch wissen, nicht wahr, denn Sie haben uns das Los verkauft!«

Veitel Samuels Gesicht wurde nun sehr gespannt. Hastig suchte er nach der Ziehungsliste in der Zeitung und verglich die Zahlen mit dem Los.

Gleich darauf starrte er Martha mit einem unbeschreiblichen Ausdruck an.

»Gott der Gerechte, ich muß mich setzen e' Augenblick,« stöhnte er und fiel in einen Stuhl, nochmals in die Zeitung starrend.

Aber gleich darauf sprang er wieder wie elektrisiert empor.

»Nein, nein! Is jetzt e' Zeit zum Stillsitzen? Gott , soll hüten, ich will das Fräuleinchen nicht e' Minute länger lassen auf der Folter!«

Mit einem Griff faßte er nach der Kopfbedeckung, zog sich schnell seinen langen Leibrock an und faßte Marthas Hand.

»Na kommen Sie schnell, Kindchen, in e' paar Minuten werden

Sie wissen, ob es is Wahrheit!«

Aufgeregt zog er das zitternde, blasse Mädchen mit sich fort aus dem Hause. Wortlos eilten die beiden durch einige Straßen und Gäßchen, dem Mittelpunkt der Stadt zu.

Vor einem kleinen, schmalen Laden machte Veitel Samuel endlich Halt und schob Martha vor sich hinein. Es war ein kleiner Raum, der durch eine Ladentafel in zwei Hälften geteilt war.

In der vorderen Hälfte standen nur einige Stühle und ein eiserner Schirmständer; die hintere Hälfte nahm zum großen Teil ein mächtiger Geldschrank ein. Daneben stand ein Pult, ein Drehsessel und ein hohes, schmales Regal, in dem sich mit Etiketten versehene kleine Kartons befanden.

Auf dem Sessel vor dem Pult saß der Lotteriekollekteur, ein kleiner, dicker Mann mit rotem Gesicht und kurzgeschnittenen, weißblonden Haar. Er trug eine Brille auf der Stirn und schob sie herab, als Samuel mit Martha eintrat.

Zuvorkommend erhob er sich und trat an die Ladentafel heran, auf der einige Ziehungslisten lagen.

»Ah, guten Tag, Herr Samuel, was verschafft mir die Ehre? Einige Lose gefällig?«

»Guten Tag, Herr Kern! Nein, Lose will ich heute nicht kaufen, ich will nur haben Gewißheit ob das, was hier steht in der Zeitung, stimmt mit der amtlichen Ziehungsliste!«

Herr Kern zog die Augenbrauen hoch empor und starrte ihn voll brennendem Interesse an.

»Ja — das große Los ist in meine Kollekte gefallen! Ich konnte aber bisher nicht ermitteln, wer das Los gekauft hat! Sollte es sich unter denen befunden haben, die Sie von mir entnommen haben? Herrgott — am Ende sind Sie selbst der glückliche Gewinner; oder haben Sie die Lose alle verkauft?«

So sprudelte der dicke Mann aufgeregt hervor und zappelte dabei herum, wie ein Fisch im Sande.

»Ich habe verkauft all die Lose. Und eins hat mit genommen ab das Fräuleinchen hier: sie spielt das Los mit e' Partner. Und sie hat gelesen ihre Nummer in der Zeitung hinter dem großen Los und will nun hören, ob es is wahr. Wir können wohl einsehen die amtliche Liste?«

»Gewiß, gewiß, hier ist die Liste — und hier die Nummer, die das große Los gewonnen hat. Ich kenne sie auswendig, es ist Nummer 18 444!«

Martha und Samuel beugten sich zugleich über die Liste.

Als das junge Mädchen nun wirklich die Bestätigung erhielt, daß sie mit Gottfried Thomas das große Los gewonnen hatte, da schwankte sie einen Moment haltlos hin und her. Samuel schob ihr schnell einen Stuhl hin, und sie mußte sich setzen.

»Ist es denn wahr — wirklich wahr?« stammelte sie fassungslos, und große Tränen standen in ihren Augen.

Der Kollekteur hatte inzwischen ihr Los geprüft. Er bestätigte Martha ihr Glück und gratulierte ihr sehr wortreich und freundlich.

Samuel schüttelte ihr fast die Hand aus den Gelenken.

»Wahrhaftigen Gott, Fräulein Marthchen, es freut mich, daß Sie es sind, die gewonnen hat das viele Geld. Ich bin nur e' Mensch und hätte es gewonnen am liebsten selbst. Aber da es gefügt hat der liebe Gott, daß ich verkauft habe die Lose, so gönne ich lieber **Ihnen** den Gewinn als sonst e' Menschen, und ich freue mich an Ihrem Glück, so wahr mir Gott helfe in meiner letzten Stunde!«

Martha drückte die Hände aufs Herz, und die Tränen liefen über ihre Wangen.

»Ach, Gott im Himmel, ich kann und kann es noch nicht fassen das große Glück. *Ihnen* verdanke ich's, Herr Samuel. Wären Sie mit dem Los nicht zu uns auf die Weide gekommen, nie wäre ich auf den Gedanken gekommen, zu spielen. Ach Du lieber, guter Gott im Himmel, nun kann ich ja mein armes Vaterle gesund machen lassen!« sagte sie schluchzend.

Samuel legte ihr die Hand auf die Schulter.

»Gott soll Segen streuen auf Ihr Haupt, Fräulein Marthchen, weil Sie zuerst denken an Ihren Vater in kindlicher Liebe. Aber nu sagen Sie, was wollen Sie nun fangen an mit dem vielen Gelde?«

Martha seufzte glücklich auf.

»Das weiß ich nicht, lieber Herr Samuel. Ich weiß ja so wenig Bescheid und verstehe nicht mit so viel Geld umzugehen. Und mein Vaterle, das wissen Sie ja, erst recht nicht. Aber Sie haben mir doch gesagt, wenn ich gewinne, dann soll ich zu Ihnen kommen. Sie verstehen sich doch auf Geldgeschäfte. Wenn Sie

mir raten und helfen wollten, ich wäre Ihnen so dankbar!«

Samuel ergriff ihre Hand.

»Das will der Veitel Samuel tun, — mit Freuden will er's tun! Wenn Sie mir wollen anvertrauen das Geld, dann lasse ich es mir auszahlen vom Herrn Kollekteur dieser Tage und werde es Ihnen anlegen in guten, sicheren Papierchen — in Staatspapierchen.

Sie sollen haben nichts damit zu tun als abzuheben die Zinsen: und Gott soll mich strafen an Leib und Seele, wenn ich Ihnen das Geld nicht verwalte, als wäre es das Vermögen von meinem eigenen Kinde. Und berechnen will ich für meine Mühe nicht mehr, als ich kann mit gutem Gewissen als e' ehrlicher Geschäftsmann und als Sie zahlen müssen überall!«

Martha drückte fest seine knochige Hand zwischen ihren warmen Fingern.

»Ja, bitte, tun Sie das alles für mich. Ich bin ja so unerfahren. Aber zu Ihnen habe ich Vertrauen, und Sie sind ein kluger und ehrlicher Mann!«

Samuel tätschelte behutsam mit väterlicher Zärtlichkeit ihre Hand.

»Sie sollen zufrieden sein mit dem Veitel Samuel. Und nun werden Sie wieder mit mir kommen in mein Haus und wir wollen bereden alles, was ist nötig und gerecht; alles soll kommen an die Reihe!«

Sie verabschiedeten sich von dem Kollekteur. Veitel Samuel machte mit ihm aus, wann das Geld ausgezahlt werden sollte.

Schweigend, von frohen, dankbaren Gefühlen beseelt, ging Martha neben dem lebhaft aus sie einredenden Juden nach dessen Wohnung zurück.

Da gab es nun eine lange und ernste Unterredung. So gut es ging, setzte Veitel Samuel der aufmerksam zuhörenden Martha auseinander, wie man ein Vermögen in sicheren Wertpapieren anlegt und wie hoch sich von nun an ihre jährlichen Einkünfte belaufen würden.

Martha schwindelte der Kopf. Von Zinsen und deren Berechnung verstand sie so gut wie nichts.

»Also legen wir an zuerst Ihr Geld in sicheren Papieren. Wollen Sie kaufen später Grundbesitz, oder wollen Sie sich beteiligen mit

Kapital an e' guten Unternehmen — Sie können abwarten e' günstige Gelegenheit. Ich will offen halten meine Augen, daß Sie nicht kommen zu Schaden!« schloß Samuel seinen Bericht.

Martha war ein kluges, besonnenes Mädchen. Sie sah ein, daß ihr neuer Reichtum ihr ganzes Leben ändern würde. Und auch in diesem Punkte wandte sie sich um Rat an Veitel Samuel.

Er riet ihr vor allen Dingen, ihre vernachlässigte Bildung gründlich zu vervollständigen.

»Sie müssen nicht glauben, Fräulein Marthchen, daß e' Reicher nicht braucht zu lernen. Er is schlimmer dran, wenn er nicht is gebildet, wie e' Armer, der hat nichts gelernt. Er kann nicht machen e' rechten Gebrauch von , seinem Reichtum, und die Leute machen sich lustig über ihn. E' Reicher ohne Bildung is so schlimm dran, wie einer, der essen will e' gute Suppe, die vor ihm steht und ihm lieblich düstet in die Nase — und dem fehlt dazu e' Löffel.

Und Bildung is e' Sache, die Ihnen nehmen kann kein Mensch, Bildung is e' Vermögen, was nie verliert seinen Wert. Lassen Sie sich raten von e' erfahrenen Mann, der es meint gut mit Ihnen. Wissen macht frei. » Lernen Sie — soviel Sie können lernen. Sie werden ja haben Zeit genug, denn Sie werden zu tun haben in Zukunft nichts anderes, als zu leben Ihrer Bildung und Ihrem Vater!«

Marthas Augen glänzten froh und begeistert.

»Ach, gerade das ist es ja, was ich mir immer so sehr gewünscht habe, schon von klein auf. Ich wollte ja so gern Lehrerin werden, Herr Samuel, und mein totes Mutterle, die wollte es auch. Ich wäre es auch geworden, wenn damals das Unglück nicht über uns gekommen wäre.

Unser Herr Lehrer hat es immer bedauert, daß nichts daraus wurde. Nun freue ich mich auf das Lernen — so sehr — so sehr. Ich bin ganz wild gewesen auf alle Bücher, die ich erwischen konnte. Ach, das soll nun eine Freude sein.

Aber zuerst — ja — zuerst muß ich für mein Vaterle sorgen: der soll mir erst gesund gemacht werden. Und gehegt und gepflegt soll er werden — ach Gott — rein närrisch bin ich vor Freude, wenn ich mir das ausdenke. Aber wie mach' ich das nun am

besten mit Vaterle, vielleicht wissen Sie mir da auch einen guten Rat!«

Samuel strich seinen Bart nachdenklich und nickte dann ein paarmal vor sich hin, als wollte er sagen: »Jawohl, so geht's!« Dann sagte er laut:

»Na werd' ich Ihnen geben e' guten Rat, Fräulein Marthchen. Sie werden gehen zum Herrn Professor Wagner, der oben am Stadtwald hat e' Sanatorium für Nervenranke. Daß Ihr Vater is krank an den Nerven, wissen Sie ja!

Dort beim Herrn Professor sollen Sie unterbringen zuerst Ihren Vater. Es wird sein e' lange Kur und e' teure Kur, aber wenn zu helfen is Ihrem Vater, dann wird ihm helfen der Herr Professor. Das is e' kluger Mann — e' feiner Mann e' guter Mann. Schon wenn er ansieht 'n Kranken, is der halb gesund.

Und Sie brauchen nicht zu fragen jetzt nach e' Stück Geld. Der Vater wird haben im Sanatorium e' Pflege wie e' Graf. Und man wird ihn umgeben mit Liebe und Güte und wird ihn umsorgen wie e' Kleinod. Und haben Sie gebracht den Vater zum Herrn Professor, dann sollen Sie selber gehen zu Frau Dr. Ziegler in der Gartenstraße. Das is e' feine, kluge Dame, die schon erzogen hat viele junge Mädchen. Sie werden sein e' Dame, Fräulein Marthchen, weil Sie haben das viele Geld, und Frau Dr. Ziegler wird Ihnen beibringen alles, was e Dame nötig hat.

Und Sie werden lernen bei ihr alles, was Sie haben versäumt bisher. Sie können besuchen Ihren Vater alle Tage im Sanatorium und ihn umgeben mit Liebe, und werden doch dabei haben Zeit zu arbeiten und zu lernen. Was sagen Sie zum Rat vom Veitel Samuel?«

Marthas Augen leuchteten auf.

»Ich sage, daß er gut ist — sehr gut. Ich danke Ihnen herzlich, Herr Samuel. Allein hätte ich mir das nie so schön ausdenken können. Wird mich aber die Frau Dr. Ziegler auch aufnehmen? Wird sie sich nicht daran stoßen, daß ich ein Gänsemädchen bin und daß mein Vater im Armenhause ist?«

Samuel lächelte fein.

»Frau Dr. Ziegler is e' kluge Frau und e' gute Frau. Sie wird machen gern e' gutes Geschäft und wird nicht denken daran, was

Sie *waren*, sondern was Sie jetzt *sind*. Geld, mein liebes Fräuleinchen, Geld is e' Macht und schließt alle Türen auf. Und wenn es Ihnen is recht, dann gehe ich gleich nachher mit Ihnen zu Frau Dr. Ziegler, damit Sie können besprechen alles, was nötig is. Und auch zum Herrn Professor Wagner können wir gehen.«

»Ja — ach ja — das wollen wir tun. Aber erst möchte ich noch allerlei mit Ihnen besprechen. Ich hab' noch einen großen Wunsch. Da ist die arme Weidner-Christel, ich möchte gern, daß sie aus dem Armenhause kommt. Es ist so kalt und sonnenlos in ihrem Stübchen, grad' wie bei meinem Vaterle. Und sie soll es nun besser haben. Ich möchte sie bei guten Leuten unterbringen, die nach ihr sehen und sie ein wenig pflegen. Was meinen Sie, Herr Samuel, wieviel Geld ich ihr dazu schenken müßte?«

Samuel sah sie eine Weile an und zwinkerte mit den Augen. Endlich sagte er mit rauer Stimme, so, als wenn er heiser wäre:

»Was sind Sie e' gutes Kind. Sie denken nicht zuerst daran, was gut is für Sie; Sie denken an die alte Frau, die Ihnen doch gar nichts angeht. Nu, es werden sich noch viel drängen an Sie heran, und wenn Sie schenken wollen allen, die Sie bitten um dies und das, dann wird nichts bleiben for Sie!

Aber schön, Sie sollen tun was Gutes an der armen Frau. Aber Sie werden ihr nicht geben e' Kapital, was nach Ihrem Tode fällt an die Gemeinde Dohrma, die nichts getan hat for Sie, als Sie waren in Not. Nein, setzen Sie aus der alten Frau von Ihrem Einkommen e' kleine Rente — bis an ihr Lebensende. Dann is ihr geholfen und Ihnen bleibt das Kapital. Man muß auch rechnen vernünftig im Wohltun!«

Martha lachte halb verlegen, halb glücklich.

»Das werde ich schon noch lernen, Herr Samuel. Und es ist gut so, was Sie von der Rente sagen; ich kann ja im Leben nicht allein mein Einkommen aufbrauchen. Aber jetzt habe ich noch einen Wunsch, so einen recht großen, er ist aber vielleicht recht unvernünftig!«

»Na — reden Sie!«

»Sehen Sie, ich möchte so von Herzen gern mal einkaufen in den schönen, großen Läden in der Stadt. Alles, was den Kindern in Dohrma Freude macht, so Spielkram, und — ja — und

Zuckertüten, und Schokolade auch. Und dann möchte ich für alle die Knechte und Mägde in Dohrma, die doch mein Mitgesinde waren bisher, etwas Hübsches als Andenken kaufen, da ich doch nun fortgehe.

Ich weiß so ziemlich von allen, was sie für einen besonderen Wunsch haben. Auch für die Mamsell Und für Herrn Spiegel müßte etwas dabei sein. Aber einige Hundert Mark würde das wohl kosten — vielleicht auch tausend. Es ist ja aber nur einmal; es muß so herrlich sein, schenken zu können. Und für den Herrn Lehrer, da möcht' ich ein Lexikon kaufen, das wünscht' er sich schon so lange — lange!«

Veitel Samuel hob lächelnd beide Hände.

»Nu is' aber genug — nu nich weiter, Fräulein Marthchen. Aber gut, Sie sollen Ihre Freude haben am Schenken. Gott soll hüten, Sie sind e' Umgang für e' Geschäftsmann, der is gefährlich. Sie sind so gut — und Sie machen weich die Herzen — viel zu weich!«

Marthe sah sehr glücklich aus.

»Nun bin ich auch schon fertig, Herr Samuel, weiter wünsche ich mir jetzt nichts!«

»Nu, dann werden wir gehen jetzt zu Frau Dr. Ziegler und werden besprechen alles mit der Dame. Und dann werde ich Sie begleiten nach Dohrma, wo Sie erst lösen müssen in aller Ordnung Ihr Dienstverhältnis. Und sprechen will ich dabei gleich mit dem Herrn Thomas, daß er anlegt sein Geld so gut und sicher wie Sie!«

Das junge Mädchen sagte nichts, daß Thomas sein Geld nicht bei Samuel würde anlegen wollen. Vielleicht überlegte er es sich auch noch.

Veitel Samuel hoffte aus ein gutes Geschäft mit dem Schäfer. Seinen Vorteil ließ er nie aus den Augen. So gut er es auch mit Martha meinte, und so ehrlich er sie bedienen wollte, es freute ihn doch, daß er dabei verdiente. Und das Geschäft mit dem Schäfer wollte er sich auch nicht entgehen lassen.

Nachdem Martha eine Erfrischung zu sich genommen und dazu eins der ihr von der Mamsell mitgegebenen Butterbrote gegessen hatte, machte sich Samuel mit ihr auf den Weg zu Frau Dr.

Ziegler.

Diese bewohnte eine niedliche, kleine Villa in der Gartenstraße und hatte hauptsächlich Gutsbesitzerstöchter aus der Umgegend der Stadt in Pension. Sie war eine große, energisch aussehende Dame mit angenehmen Zügen und gütig blickenden Augen. Etwas erstaunt empfing sie Samuel mit seiner Begleiterin.

Der Jude setzte ihr Marthas Verhältnisse auseinander und sprach von ihrem Wunsch, bei ihr Aufnahme zu finden.

Martha machte in ihrer bescheidenen, freundlichen Art einen sehr günstigen Eindruck auf die alte Dame, und nachdem diese ein kleines Verhör mit ihr angestellt und sich überzeugt hatte, daß Martha ein artiges, wohlgesittetes Mädchen war, erklärte sie sich bereit, sie aufzunehmen.

Es wurde dann noch verabredet, daß Frau Dr. Ziegler für eine völlig neue Ausstattung Marthas an Kleidern, Wäsche und sonstigen Toilettengegenständen sorgen sollte, sobald Martha in ihr Haus kam.

Sie erklärte sich auch freundlichst bereit, mit dem jungen Mädchen die Geschenke für die Dohrmaer Jugend und das Gesinde einzukaufen, und es wurde gleich einer der nächsten Tage dafür festgesetzt.

Martha zweifelte nicht, daß sie Herr von Dohrma sofort entlassen würde. —

Von Frau Dr. Ziegler ging Samuel mit Martha gleich noch zum Sanatorium des Herrn Professor Wagner. Dieser hörte Marthas und Samuels Bericht mit einem feinen, gütigen Lächeln an und erklärte sich dann bereit, Marthas Vater schon am nächsten Tage in sein Sanatorium abholen zu lassen.

Geld öffnet alle Türen! Das merkte Martha aus allem heraus. Und wie ein Rausch stieg der Gedanke in ihr auf, daß sie nun reich war.

Es war doch etwas Herrliches um solchen Reichtum. Aber sie nahm sich fest vor, vernünftig und bescheiden zu bleiben. Denn im Grunde war sie doch ohne jedes Verdienst reich geworden. Sie hatte ja nichts dazu getan und mußte sich das Glück erst verdienen.

*

Es war spät am Nachmittag, als Martha, nachdem sie bei Veitel Samuel noch eine kurze Rast gehalten hatte, sich mit diesem auf den Heimweg machte. So ereignisreich der Tag war, der hinter ihr lag, fühlte sie doch keine Spur von Müdigkeit. Leicht schritt sie neben Samuel auf dem schattigen Waldweg dahin.

Erst setzt kam ihr so recht zum Bewußtsein, wie sich ihr ganzes Leben ändern würde. Und mitten im Gespräch mit Samuel weinte sie plötzlich laut auf vor Glückseligkeit.

»Wenn's doch mein Mutterle noch erlebt hätte,« schluchzte sie auf. »Sie hat sich so arg um mich gesorgt!«

Samuel trottete ruhig neben ihr her und ließ sie sich ausweinen.

Als sie wieder ruhiger wurde, fuhr er fort, ihr allerhand gute Ratschläge zu geben und allerlei Betrachtungen anzustellen.

»Sehen Sie, Fräulein Marthchen, es geht zu sehr seltsam in der Welt. Einmal is der oben, einmal der andere. Die Welt dreht sich. Da is der gnädige Herr von Dohrma, er is gewesen allezeit ein feiner, vornehmer Herr, er hat gelebt aus dem Vollen und is gewesen immer hoch über Ihnen. Und Sie haben gestanden als Gänsehüterin da, wo er über Sie hinwegsah.

Nu is es geworden ganz anders mit einem Schlage; nu würde er tauschen auf der Stelle mit Ihnen. Er hat verloren sein ganzes Vermögen und wird verlieren sein schönes Gut. Und sein Sohn, der stolze Junker Artur, der jetzt is e' vornehmer Offizier, er hat behandelt den Veitel Samuel wie e' rüudigen Hund; er hat ihn geschlagen mit der Peitsche und hat auf ihn gehetzt die Hunde.

Aber er wird nicht laufen sehr lange umher mit dem bunten Rock und den blanken Knöpfen, er wird stehen eines Tages, sobald der Jude will, auf der Landstraße als e' Bettler, und Sie werden vorüberfahren an ihm mit e' feine Kutsche. So is die Welt — es dreht sich alles, und jeder muß zusehen, daß er nicht runterfällt, wenn er oben is! Verstehen Sie, Fräulein Marthchen?«

Das junge Mädchen hatte ihn mit großen, bangen Augen angesehen.

Als er von Junker Artur gesprochen hatte, war ihr zumute gewesen, als lege sich ein grauer Schatten auf ihr leuchtendes Glück.

»Steht es denn gar so schlecht mit unserer Herrschaft, Herr Samuel?«

»Wie heißt schlecht? Miserabel steht es, ganz miserabel. Es is gewirtschaftet worden auf Dohrma mit dem Gelde wie mit Heu. Tie gnädige Frau — sie is e' geborene Gräfin ohne Geld — aber sie hat gebraucht Pariser Toiletten und hat gemacht Reisen — wie e« Millionärin.

Und der gnädige Herr — er hat geliebt e' Spielchen und hat gebraucht viel Geld. Weil er is e' guter, e' sehr guter Landwirt, hat er sich gehalten bis jetzt — mit Mühe und Not. Und der Junker — nu, viel hat ihm nicht übrig gelassen der Herr Vater, aber er hat ihm vererbt die noblen Passionen. Der Junker wird machen müssen e' reiche Heirat, wenn er will leben wie bisher.«

Martha fühlte sich seltsam beklommen, Jahrelang hatte sie Junker Arthur nicht gesehen, und vorher hatte sie eigentlich nur Kränkungen und Unfreundlichkeiten von ihm erfahren. Ader trotzdem fühlte sie heute noch eine seltsame, aus Scheu und Bewunderung gemischte Zuneigung für ihn.

Und sie konnte sich nicht darüber freuen, daß sie nun reich war und er arm. Im Gegenteil, ihr war zumute, als könne sie ihres Reichtums erst so recht von Herzen froh werden, wenn sie Junker Artur davon hätte abgeben können. Ob er das wohl annehmen würde?

Eine heiße Röte stieg ihr ins Gesicht Nein, in seinen Augen blieb sie wohl immer das verachtete Gänsemädchen, vor deren Berührung er zurückgeschreckt war, wie er für sie immer der stolze, vornehme Junker bleiben würde. Er würde nichts von ihr annehmen, niemals, dazu war er viel zu stolz. Lieber wurde er wohl ein Bettler.

Sie seufzte in sich hinein und hörte gar nicht mehr so recht darauf, was der Jude sagte. Erst als sie den Wald verließen und über die Wiesen schritten, da scheuchte sie den Gedanken an Junker Artur weit von sich.

Das Dorf Dohrma lag vor ihnen, von der untergehenden Sonne beleuchtet. Und die Schloßuhr schlug gerade wieder siebenmal an. Aber wie anders ging sie heute heim, als gestern.

Noch ehe sie die ersten Häuser des Dorfes erreicht hatten, kam ihnen Gottfried Thomas entgegen, der seinen Rausch nun gründlich ausgeschlafen hatte. Eine Anzahl Dorfbewohner begleitete ihn, teils aus Neugierde, ob es nun mit dem großen Los seine Richtigkeit hatte, teils in der Hoffnung, etwas zu profitieren. Vielleicht gab der Schäfer wieder Freibier heute Abend.

Martha eilte Gottfried in ihrer Herzensfreude entgegen und faßte erregt nach seinem Arm.

»Es ist wahr, Gottfried, es ist wahr, wir haben das große Los gewonnen!« rief sie ihm zu.

Er steckte mit einer großartigen Bewegung seine Hand in die Weste und reckte seine lange Hakennase stolz in die Luft.

»Gebt in die Schenke, Leute, und laßt Euch ein Faß Bier auflegen — ich komme gleich nach!« sagte er gespreizt.

Martha rüttelte ihn ein wenig.

»Nun sei aber vernünftig, Gottfried, Du bekommst k sonst wieder einen Rausch.«

Gottfried blickte überlegen auf sie herab. Die Leute rannten schon nach der Schenke. Er blies die Backen auf wie ein Laubfrosch.

»Wenn ich will, kann ich mir jetzt alle Tage einen Rausch antrinken, nicht bloß in Bier, auch in Wein!«

»Das wirst Du aber doch nicht tun, Gottfried so töricht wirst Du doch nicht sein. Sei gescheit und vernünftig: sieh, da ist Herr Samuel mitgekommen, er will mit Dir reden über das Geld.«

»Ja, Herr Thomas, ich will Ihnen raten und helfen, wie Sie anlegen am besten Ihr schönes Geld, so wie ich schon geraten habe dem Fräulein Marthchen, die mir gegeben hat in Verwaltung ihr Vermögen!«

Der Schäfer faßte Samuel am Rockknopf und grinste ihn höhnisch an.

»Haha! Das möchten Sie wohl? Mann — Jude — so klug wie Sie bin ich zehnmal, Ich brauche Ihre Ratschläge nicht. Mein Vermögen kann ich selbst verwalten. Haha — das könnte Ihnen so passen, mir mein Geld abluchsen. Nee, nee, Jude, so dumm ist der Gottfried Thomas nicht. Martha ist 'ne dumme Gans. Jawohl! Hab' ich Dir nicht gesagt, Du sollst Dein Geld nicht dem

Juden geben? Na, Du wirst schon sehen!

Ich fange es gescheiter an, sollst mal sehen. Mein Geld behalte ich selbst bei mir; da ist's sicher!«

»Aber Herr Thomas, Sie müssen es doch geben auf — gute Prozentche. Sie müssen doch lassen arbeiten das Geld!«

»Bah — hab' ich nicht nötig! Ich ziehe in die Stadt is und kaufe mir ein Haus — ein schönes, großes Haus, hab's mir schon überlegt. Ein großer Garten muß davor sein und Dienerschaft drinnen. Jawohl, einen Kammerdiener engagiere ich nur, wie der gnädige Herr früher hatte. Das sieht vornehm aus; so einer mit Schnallenschuhen und kurzen Hosen. Er muß immer neben mir stehen und mich bedienen!

Ja, und mit lauter Grafen und Baronen verkehre ich: ich lade sie ein und fahre mit meiner Kutsche mit ihnen spazieren, jawohl eine Kutsche kauf' ich mir, und ein Diener muß drauf sitzen mit einer feinen Livree. Haha, ich weiß schon, wie ich den feinen Herrn spielen muß, dazu brauch' ich keinen Juden!«

Samuel wiegte bedenklich den Kopf auf den Schultern.

»Sie werden erst müssen lernen, Herr Thomas. Es wird nicht gehen so leicht, als Sie sich denken. Nehmen Sie sich e' Beispiel an Fräulein Marthchen, die erst wird viel lernen, damit sie weiß, wie es zugeht bei reiche und bei feine Leute. Sie sollen annehmen Vernunft!«

Gottfried schüttelte heftig den Kopf.

»Brauch' ich nicht! Ich bin nicht auf den Kopf gefallen, bin zehnmal klüger als Sie und die Bauern im Dorfe!«

»Du solltest aber doch auf Herrn Samuel hören, Gottfried.«

Dieser machte ein unglaublich dummstolzes Gesicht. Martha hatte es gründlich mit ihm verdorben, weil sie sich mit dem Juden eingelassen hatte.

»Behalt' man Deine Ratschläge für Dich, kannst sie besser brauchen als ich. Du bist freilich noch dumm und läßt Dich übers Ohr hauen. Ich bin klüger als Du und brauch' nichts mehr zu lernen. Ganz genau weiß ich, was ich tue — ganz genau.

Erst will ich mal das Geld haben und ein Weilchen mit mir herumtragen. Muß doch erst mal wissen, wie das ist, so im Gelde wühlen. Na, und das andere findet sich dann schon!« —

Er war nicht von seinen verbohrten Ideen abzubringen, weil er sich für klüger hielt als andere Menschen. Und dabei war er doch so unklug und beschränkt in allen Angelegenheiten des praktischen Lebens.

Es war sehr schlimm für ihn, daß er nichts lernen und keinen Rat annehmen wollte.

Soviel Martha und der Jude auch noch auf ihn einredeten, er ließ sich nicht belehren. Das einzige, was Samuel nach langem Hin und Her erreichte, war, daß ihm der Schäfer den Auftrag gab, für ihn eine Villa in der Stadt zu kaufen.

Gottfried hatte erst noch geschwankt, ob er nicht lieber ein Schloß kaufen sollte, so groß als das des Königs. Veitel Samuel hatte ihm jedoch auseinandergesetzt, daß solch ein Schloß mehr kostete, als er Geld besaß.

Da hatte der Schäfer einen Augenblick gestutzt. Ihm fehlte ja jeder Begriff dafür, wie weit sein Vermögen reichen würde. Und daß man es anlegen und Zinsen dafür bekommen konnte, das verstand er nicht und wollte es nicht verstehen. Er wollte eben das Geld bei sich behalten.

Etwas kleinlauter wurde er einen Moment. Aber dann gab er seine Einwilligung, daß ihm Samuel eine hübsche kleine Villa mit einem Garten für Ungefähr 100 000 Mark kaufen sollte, zumal ihm der Jude versicherte, eine Villa sei ebenso vornehm als ein Schloß.

Samuel hatte auch gleich etwas Passendes in Aussicht. Er war ja nie um etwas verlegen, wenn er Geld verdienen konnte.

In der Schadestraße, unweit der Wohnung von Frau Dr. Ziegler, stand eine Villa zum Verkauf, die für Gottfried passen würde. Samuel versicherte das wenigstens mit Feuereifer.

Der Schäfer wollte am liebsten gleich am nächsten Tage diese Villa beziehen. Der Jude machte ihm jedoch klar, daß dort alles erst zu seinem Empfang vorbereitet und die nötige Dienerschaft engagiert werden müsse.

»Außerdem,« so sagte er, »macht es sich viel vornehmer, wenn Sie erst für eine neue Ausstattung Ihrer eigenen Person Sorge tragen. Wenn Sie sich Ihren neuen Dienern, hauptsächlich dem seinen Kammerdiener, im Schafspelz vorstellen werden, dann

verliert dieser gleich im Anfang allen Respekt.«

Gottfried leuchtete das auch ein und er erklärte sich bereit, Samuels Vorschlag zu befolgen und erst einige Tage in einem Hotel zu wohnen, bis der Jude alles in der Villa vorbereitet und das Personal engagiert hatte.

Vom Hotel aus wollte sich der Schäfer mit einem Herrenmodegeschäft in Verbindung setzen, das ihm alles zu seiner Ausstaffierung liefern sollte.

Auch diese Angelegenheit sollte teilweise durch Samuels Hände gehen.

Das ließ sich freilich nicht alles so schnell mit Gottfried besprechen, wie wir es hier niedergeschrieben haben. Bewahre, er machte immer wieder die abenteuerlichsten Seitensprünge in seiner völligen Unkenntnis der Verhältnisse.

Aber Veitel Samuel war viel, viel klüger als der kluge Schäfer und lenkte ihn, ohne daß dieser es merkte, nach seinem Sinn. Während sich Gottfried Thomas einbildete, er habe die ganzen Anordnungen getroffen, hatte er sich nur denen Veitel Samuels gefügt. Und das war gut so. Der Schäfer hätte sonst die größten Dummheiten gemacht.

Samuel und Martha ahnten jedoch, daß er noch manche Torheit begehen würde und viel Lehrgeld bezahlen müsse. Denn wer nicht hören will, muß fühlen!

»Passen Sie auf, Fräulein Marthchen, der Herr Thomas wird bald fertig sein mit seinem Gelde. Er wird es werfen zum Fenster hinaus und wird es nicht lassen arbeiten, wie es soll, damit es ihm bringt Prozentche. Und es werden sich drängen Leute um ihn, die es nicht meinen ehrlich. Sie werden ihm sagen schöne Worte ins Gesicht und werden ihn lachen aus hinter dem Rücken.

Er wird es bereuen eines Tages schmerzlich, daß er nicht gegeben hat sein Geld in meine Verwaltung, und daß er nicht erst hat gelernt den Herrn spielen. Nu, Sie werden sein die Klügere, Sie werden haben Freude an Ihrem Gewinn und es wird Segen drauf liegen!«

So sagte Veitel Samuel zu Martha, und sie war aufrichtig betrübt, daß Gottfried so töricht war. — — —

Monate waren vergangen. Marthas Vater war längst im

Sanatorium des Herrn Professor Wagner, wo er sich anscheinend sehr wohl fühlte.

Martha hatte das freundliche Heim der Frau Dr. Ziegler bezogen, nachdem sie Herr von Dohrma entlassen, und sie sich mit einer Fülle von Geschenken von Dohrma und seinen Bewohnern verabschiedet hatte.

Die wertvollsten Geschenke hatten der Lehrer, Herr Spiegel und die Mamsell erhalten. Der Lehrer bekam sein Lexikon, Herr Spiegel eine ganze Klassikerbibliothek und die Mamsell ein silbergraues Seidenkleid, das sie sich seit langen Jahren gewünscht hatte.

Alle dankten Martha herzlich; am meisten aber freute sich die arme Weidner-Christel, als sie von Martha in ein hübsches, sonniges Stübchen mit einem weichen, bequemen Lehnstuhl und freundlicher Ausstattung geführt wurde, und als sie hörte, daß Martha nun bis an ihr Lebensende für sie sorgen werde.

Zitternd, mit einem heißen Segenswunsch legten sich die gichtkranken Hände der alten Frau auf den goldig schimmernden Mädchenkopf.

»Dir muß der liebe Gott ein großes Glück schenken, mein gutes, liebes Marthchen. Alle Tage will ich für Dich beten,« sagte die arme Alte gerührt.

Martha hatte sich viel schneller, als sie dachte, in die neuen Verhältnisse gefunden. Es war, als hätte sie mit den schlichten Kleidern der Gänsemagd diese ausgezogen und sei als eine ganz andere in die schönen modernen, neuen Kleider geschlüpft.

Ihre hübsche, schlanke und doch kräftige Gestalt, die ihr angeborene Anmut der Bewegungen und das feine, liebliche Gesichtchen paßten viel besser in die feinen Kleider als in ihren alten groben Kittel. Auch das schöne, lockige Goldhaar war auf Frau Dr. Zieglers Veranlassung anders geordnet worden. Es kam nun noch viel besser zur Geltung und lag wie eine Krone auf dem jungen Haupt.

Niemand hätte in der eleganten und graziösen jungen Dame die ehemalige Gänsemagd erkannt.

Freilich mußte Martha viel lernen und sehr auf sich achten. Aber sie tat es gern und mit großer Aufmerksamkeit, und da ging

alles leicht. Denn was man gern tut, ist schon halb getan. Nur die Arbeit, vor der man sich fürchtet, ist beschwerlich.

Frau Dr. Ziegler nahm sich Marthas besonders liebevoll und mütterlich an und hatte den anderen Pensionärinnen gegenüber von Marthas Schicksal in so rührenden, guten Worten erzählt, daß ihr die gutgearteten Mädchen sehr freundlich entgegenkamen und sich nicht stolz über sie erhoben, weil sie eine Gänsehüterin gewesen war. So fühlte sich Martha in der neuen Umgebung sehr glücklich und dankte alle Tage dem lieben Gott für das Glück, das er ihr beschert hatte. Jeden Tag besuchte sie ihren Vater im Sanatorium. Und sie freute sich innig, daß er sich in der neuen Umgebung wohl fühlte. Er sah schon viel wohler aus. Die gute Pflege tat ihre Wirkung.

Professor Wagner sagte ihr jedoch offen, daß es sehr lange dauern werde, bis ihr Vater wieder normal denken und sprechen könne. Er gab ihr jedoch Hoffnung, daß er völlig gesund werden könne. Erst mußten vor allen Dingen seine Körperkräfte gehoben werden, ehe er mit einer regelrechten Kur beginnen konnte.

Martha sah das auch ein und versicherte Professor Wagner, daß sie geduldig warten wolle, wenn der Vater nur überhaupt wieder gesund werde. —

Oft besuchte Martha auch Veitel Samuel; es gab immer allerhand mit ihm zu besprechen.

Jedes mal erkundigte sie sich dann nach den Verhältnissen im Dohrmaer Schlosse. So hörte sie auch, daß gleich nachdem sie Dohrma verlassen hatte, Junker Artur einen längeren Urlaub zu Hause verbracht hatte, weil seine Mutter, die jetzt ernstlich leidend war, es verlangt hatte.

Diese hatte die Absicht gehabt, ihren Sohn mit einer Komtesse Hohenberg zu verheiraten, denn die Hohenbergs waren sehr reich. Aber gerade in den Tagen von Junker Arturs Anwesenheit hatte sich die Komtesse mit einem anderen verlobt, und Artur hatte das Nachsehen, da die ältere Komtesse schon verheiratet war.

Als der Jude Martha von diesem gescheiterten Heiratsplan erzählte, flimmerten seine Augen wie im stillen Haß. Martha fühlte instinktiv, daß Samuel den Junker haßte, weil dieser ihn oft

gedemütigt hatte. Und das bedrückte ihr Herz.

Am liebsten hätte sie ein gutes Wort bei ihm für den Junker eingelegt, aber sie scheute sich, einzugestehen, daß ihr Junker Artur trotz allem eine stille Zuneigung einflößte.

Veitel Samuel ahnte nichts von Marthas Gefühlen. Er meinte, sie müsse dem Junker ebenfalls grollen, denn er hatte manchmal mit angesehen, wie verächtlich dieser das Gänsemädchen behandelte.

»Ja, ja, Fräulein Marthchen,« sagte er eines Tages, »der Junker ist anzusehen gar stolz und schön, er trägt den Rock des Königs, als wenn er schon wäre e' General. Aber er wird nie werden e' General, er wird ausziehen müssen den bunten Rock, wenn der Veitel Samuel will!«

Martha sah ihn erschrocken an.

»Aber das werden Sie nicht wollen, Herr Samuel, nicht wahr?« fragte sie beklommen.

»Wie heißt nicht wollen? Hat der stolze Junker nicht gehegt die Hunde auf den Juden? Hat er ihn nicht geschlagen mit der Peitsche? Warum soll der Veitel Samuel nicht wollen, daß der hochmütige Junker fühlen soll wie es tut, klein zu sein und verachtet? Hab' ich gewartet all die Jahre auf meine Stunde; bald is da diese Stunde, und ich werde sie nicht gehen lassen unbenützt vorüber!«

Bei diesen Worten preßte der Jude mit unheimlich glühenden Augen seine Hand auf die Brusttasche seines Rockes. Dort steckte seine Briefftasche, und in dieser Briefftasche verwahrte er seit gestern einen Wechsel, den Junker Artur ausgestellt und mit der gefälschten Unterschrift seines Vaters versehen hatte. —

Mit diesem Wechsel hatte es folgende Bewandtnis:

Junker Artur war Leutnant in demselben Regiment geworden, dem einst sein Vater angehört hatte. Es war ein sehr vornehmes und sehr teures Regiment. Moritz von Dohrma konnte jedoch seinem Sohn nicht die hohe Zulage geben, welche dieser benötigte, um allen Anforderungen seines Standes gerecht werden zu können.

Artur von Dohrma hatte außerdem nie gelernt, zu sparen. So war er bald in allerhand Geldverlegenheiten gekommen.

Schließlich hatte er sich in einer bedrängten Stunde, nachdem ihm sein Vater jede Hilfe versagt hatte, verleiten lassen, einen gefälschten Wechsel auszustellen, der erst nach einem halben Jahre eingelöst zu werden brauchte.

Artur hoffte, sich vorher das Geld verschaffen zu können, um ihn einzulösen. Er wußte nicht, wie sehr schlecht die Verhältnisse auf Dohrma standen. Daß er mit dieser Fälschung ein Verbrechen beging, bedachte er in seinem Leichtsinne gar nicht. Und er war überzeugt, daß der Vater, wenn er besserer Laune war, ihm das Geld zum Einlösen des Wechsels geben werde. Er hoffte, daß kein Mensch von der Fälschung erfahren würde.

Artur von Dohrma war gewiß kein schlechter Mensch, aber Erziehung und Verhältnisse hatten ihn leichtsinnig und unbedacht gemacht. In seinem künstlich anerzogenen Hochmut dachte er gar nicht daran, daß ihn die Fälschung des Wechsels zum Verbrecher stempeln konnte.

Er hatte keine Ahnung, daß der Geschäftsmann, dem er den Wechsel gegeben, diesen an Veitel Samuel weitergegeben hatte. Noch weniger kam es ihm in den Sinn, daß Samuel mit seinen überaus scharfen Augen die Fälschung sofort erkannt hatte und mit dem Triumph seines jahrelangen Hasses in dem Wechsel ein erwünschtes Werkzeug seiner Rache sah.

»Der Jüd' ist geduldig!« Und Beitel Samuel wartete nun auch noch geduldig die Zeit ab, bis der Wechsel fällig sein würde; dann war es Zeit für ihn, seine Rache zu nehmen.

Das Recht, die Dohrmas von Haus und Hof zu jagen, hatte er längst. Nun hatte er auch noch ein Mittel, Artur von Dohrma ehrlos zu machen. Dann konnte er alle Demütigungen zurückzahlen.

Veitel Samuels Augen flimmerten düster und drohend, wenn er an diese Stunde dachte.

Junker Artur wußte nichts davon, daß Samuel den fatalen Wechsel besaß. Er ahnte auch nicht im entferntesten, daß der verachtete Jude auf Rache sinnen würde, weil er ihn als Knaben zuweilen gepeinigt hatte im Übermut, vielleicht ohne sich etwas dabei zu denken.

Aber selbst ohne das zu wissen, war Artur seit seinem letzten Besuch in Dohrma recht beklommen zumute.

Als er seinen Vater nochmals dringend um die Summe gebeten hatte, die er brauchte, um den Wechsel einzulösen, da hatte ihm sein Vater endlich reinen Wein eingeschenkt über seine Verhältnisse.

Entsetzt hatte Artur erkannt, daß Dohrma längst überlastet war mit Schulden, und daß ihm im Grunde kein Stein und kein Grashalm mehr davon gehörte. Zum ersten mal überblickte er mit sehenden Augen den ganzen Ernst seiner Lage — jetzt, da es zu spät war.

Es war zu einer erregten Szene zwischen Artur und seinem Vater gekommen. Mit Recht machte Artur dem Vater Vorwürfe, daß er ihn in Ansprüchen aufgezogen hatte, die seinen Verhältnissen nicht entsprachen. Beschämt sah er ein, daß er keine Veranlassung gehabt hatte, sich so stolz und hochmütig zu gebärden, wie es ihm hauptsächlich von der Mutter gelehrt worden war.

Voll Verzweiflung überdachte er seine Lage, Was sollte nun aus ihm werden? Wenn er den Wechsel nicht einlösen konnte, dann — er schrak entsetzt zusammen vor diesem »dann«.

Daß er vom Vater die Summe zur Tilgung dieses Wechsels nicht erhalten konnte, sah er nun ein. Grauen erfaßte ihn und rüttelte an seinem Leichtsinne, an seinem stolzen Selbstbewußtsein.

Zum ersten mal legte er ein strenges Richtmaß an sich selbst, und voll Scham und Zorn gegen sich selbst schlug er die Hände vor die Stirn.

Furchtbare Stunden durchlebte er. Und in diesen Stunden fiel alles wie Schlacken von seinem im Grunde guten Charakter ab, was eine falsche Erziehung aufgebaut hatte. Er ging selbst streng mit sich ins Gericht und schonte sich nicht.

Zugleich stieg eine namenlose Angst vor der Zukunft vor ihm auf. Daß er arm sein würde, hätte er vielleicht ertragen können, darüber hätte er sich vielleicht mit männlicher Entschlossenheit weghelfen können. Aber es stand mehr auf dem Spiel — seine Ehre!

Wenn es ihm nicht gelang, den Wechsel zu tilgen, dann wurde er am Verfalltage seinem Vater präsentiert, und dann mußte es an

den Tag kommen, daß der Wechsel gefälscht war.

Verzweifelt lief er tagelang umher und zerbrach sich den Kopf nach einem Ausweg, ohne ihn zu finden. Er wurde ein ganz anderer Mensch in diesen furchtbaren Tagen.

Und da kam seine Mutter mit dem Plan heraus, daß er sich um die jüngste Komtesse Hohenberg bewerben sollte. Wie der Ertrinkende nach einem Strohalm greift, so nahm er diesen Plan auf. Das konnte ihm Rettung bringen. Als Verlobter der Komtesse Hohenberg würde er neuen Kredit haben.

Aber schon nach einigen Tagen wurde ihm diese Hoffnung zerstört. Die Komtesse verlobte sich mit einem seiner Kameraden.

Außer sich und der Verzweiflung nahe reiste er, nachdem sein Urlaub zu Ende war, wieder ab. In seiner Garnison versuchte er vergeblich das Geld aufzutreiben. Es gelang ihm nicht, denn alle Welt wußte, wie mißlich die Verhältnisse auf Dohrma waren.

Dies alles hatte Veitel Samuel in Erfahrung gebracht. Seine Verbindungen waren gut, und er konnte den Junker aus der Ferne beobachten. Daß ihm niemand Geld leihen würde, wußte er genau.

Eine reiche Heirat hätte Junker Artur vielleicht retten können.

Aber es gab nicht viel reiche Mädchen, die einem verschuldeten Offizier ihre Hand reichen würden. Und außerdem — hier lächelte der Jude befriedigt — die gefälschte Unterschrift war in seiner Hand; die gab er nicht heraus.

*

Martha fühlte instinktiv, daß Samuel etwas gegen Junker Artur vorhatte. Sie suchte aus ihm herauszubringen, was er plante. Aber er schüttelte finster den Kopf, indem er sagte:

»Sie sollen lassen Ihre Hände und Ihre Gedanken von solche Sachen, Fräulein Marthchen, das is nichts für e' junge Dame.«

»Ach, ich bin ja gar keine Dame, Herr Samuel, ich bin das ehemalige Gänsemädchen von Dohrma, wie auch Gottfried immer der Schäfer Thomas bleiben wird, trotzdem er sich anputzt wie ein Affe und mit lauter vornehmen Herren verkehrt!« sagte sie seufzend.

Samuel schüttelte lächelnd den Kopf.

»Es is e' Unterschied zwischen Ihnen und dem Herrn Thomas, wie zwischen e' Heiderose und e' Distel. Kann es geben in Kleidung, Haltung und Benehmen e' Unterschied zwischen Ihnen und den anderen vornehmen Damen in unserer Stadt? Nein, sagt der Veitel Samuel.

Aber sehen Sie sich an den Herrn Thomas. Ihm is zu Kopf gestiegen der Reichtum und hat ihn gemacht unsinnig. Aber Sie — nu — Sie haben schon immer gehabt was Feines und Apartes — auch als sie noch hüteten die Gänse. Und Sie haben gelernt und werden noch lernen, was e' Dame wissen muß.

Aber der Herr Thomas wird nicht lernen. Er läßt sich vollends dumm machen von den Schmeichlern und Schmarotzern, die sich drängen in seine Villa, die ihm wegtrinken die feinen Weine und ihm abborgen das Geld, das er nicht hat verwalten lassen von e' ehrlichen Juden.

Wie haißt vornehme Herren? Alle, die mit ihm umgehen, sind Leute, die ihn betrügen wollen um sein Geld. Sie sagen ihm schöne Worte ins Gesicht und lachen ihn aus hinter dem Rücken — genau wie ich hab' alles vorhergesagt.«

*

Gottfried Thomas hatte es wirklich so unvernünftig wie möglich angefangen, den reichen, vornehmen Herrn zu spielen.

Schon als er sich, im Hotel wohnend, äußerlich neu ausstatten ließ, kam es zwischen ihm und dem Besitzer des Herrengarderobegeschäfts zu den drolligsten Szenen.

Dieser Herr schlug ihm schlichte, wirklich geschmackvolle Anzüge vor.

Aber Thomas verwarf diese Vorschläge mit einer großartig verächtlichen Geste. Das war ihm alles nicht schön genug.

Er suchte die auffallendsten, buntesten Stoffe aus, die unkleidsamsten Hüte und die geschmacklosesten Krawatten. Eine besondere Vorliebe legte er an den Tag für großkarierte Stoffe.

Natürlich mußte alles nach der neuesten Mode gearbeitet werden, und als er dann seine Auswahl getroffen hatte und in seiner neuen Ausstaffierung einherstolzerte, bot er einen überaus komischen Anblick. Seine Hakennase hob sich jedoch sehr stolz

empor, und seine Augen schweiften triumphierend umher. Er hielt sich für eine sehr schöne und vornehme Erscheinung.

Die Leute auf der Straße drehten sich nach ihm um und nannten ihn »der verrückte Schäfer«. Sie sagten, das große Los habe ihn um den Verstand gebracht. Thomas hielt aber das Interesse der Leute für Bewunderung und ließ sich mit Behagen anstaunen.

Daß ihm eigentlich die neuen Verhältnisse und die neuen Anzüge sehr unbequem waren, gestand er sich nicht ein. Tatsächlich hatte er sich aber auf der Weide im Schafpelz und mit Pfeife und Strickstrumpf viel behaglicher gefühlt als jetzt.

Die Sehnsucht nach seinem Strickstrumpf war oft in stillen Stunden so groß, daß er sich Nadeln und Garn heimlich besorgt hatte, und zuweilen, wenn er allein war, tapfer drauflos strickte. Dann versank er in still-friedliche Träume, unterhielt sich im Geiste mit Fips und den Schafen und spann sich in seine Märchen ein. Daß er dabei einen ungeheuer komischen Anblick bot, ahnte er nicht.

Das luxuriös eingerichtete Zimmer, der auffallend elegante Hausanzug — er trug ein blaues Samtjackett mit schwarzer Verschnürung und dazu seidene Hemden mit farbiger Einfassung — und die feinen Saffianhausschuhe bildeten einen zwerchfellerschütternden Kontrast zu dem groben, grauen Strickstrumpf.

Der Kammerdiener, den er wirklich engagiert hatte, mußte jedes mal die Zähne aufeinander beißen, wenn er seinen Herrn in diesem Zustand sitzen sah. Sein sonst so vornehm-lakaienhaftes, unbewegliches Gesicht guckte dann beängstigend, so daß sich Gottfried Thomas immer harmlos erkundigte, ob er Zahnschmerzen hätte.

Im Grunde hatte Thomas einen heillosen Respekt vor seinem Kammerdiener. Er mußte sich immer wieder Mut einreden, wenn er etwas von ihm verlangte. Aber mochte er auch die verrücktesten Befehle erteilen, Jean — so hieß der Diener — bewahrte seine Würde.

Zuweilen versuchte Thomas, wenn er sich gerade einmal einsam fühlte, vertraulich gegen Jean zu werden, Er machte dann

ein paar derbe Scherze und stieß ihn dabei aufmunternd in die Rippen.

Dann blickte aber Jean seinen Herrn so hoheitsvoll strafend und zugleich ermahmend an, daß Gottfried einen heillosen Schrecken bekam und dann so recht protzig und von oben herab irgend einen Befehl gab.

Natürlich hatten sich eine Unmenge unlautere Elemente an den Schäfer herangedrängt, Leute mit Titeln und vornehmen Namen, die Thomas riesig imponierten. Er ahnte ja in seiner Naivität nicht, daß sich hinter diesen vornehmen Namen fadenscheinige, herabgekommene Existenzen, oder gar Hochstapler und Betrüger versteckten.

Jedenfalls führte er ein großes Haus und gab fast täglich die ausgesuchtesten Diners, wobei der Wein in Strömen floß.

Jean bestimmte dann die Speisenfolge und Thomas wußte nun schon, daß Schweinebraten und Klöße mit Backobst ein gewöhnliches Essen war. Aber im Grunde schmeckte ihm keins der feinen Gerichte so gut wie dieses.

Sehr oft lud auch Thomas seine »Freunde« ein, mit ihm in seinen Restaurants zu soupieren. Großes Kopfzerbrechen machte ihm dann immer die mit französischen Bezeichnungen gespickte Speisekarte, und er bestellte die unmöglichsten Dinge zum Amusement der Kellner, bis sich dann gewöhnlich einer seiner »Freunde« der Speisekarte bemächtigte und statt seiner bestellte.

Einmal hatte ihn ein verkrachter Lebemann, der aus seinem Ruin nichts gerettet hatte als für etwa dreißigtausend Mark wertlos gewordene Aktien, mit zum Frühstück in eine Weinstube geschleppt, um ihn gründlich zu rupfen.

Während Thomas noch grübelnd über der unverständlichen Speisekarte brütete, sagte dieser dunkle Ehrenmann zu ihm:

»Mein lieber Freund, Sie müssen entschieden Altenberger Zuckeraktien nehmen!«

Erfreut hatte sich Thomas aufgerichtet und gerufen:

»Kellner, bringen Sie mir eine Portion Altenberger Zuckeraktien!«

Das Lachen verheißend, hatte der Lebemann den Irrtum

aufgeklärt und hatte dann Thomas in so unbedingter Weise von dem bedeutenden Wert der Zuckeraktien überzeugt, daß dieser ihm die sämtlichen Zuckeraktien für 30 000 Mark abkaufte und dafür nichts erhielt als wertloses Papier.

Aber er war von seinem »Freund« fest überzeugt worden, daß diese Aktien nach kurzer Zeit rapid steigen und ihm dann das Doppelte eintragen würden.

Thomas war ganz gerührt, daß sein »Freund« ihm aus purer Gefälligkeit die Aktien abließ, da er doch den Prosit selbst hätte einstecken können. Ja, Gottfried kam sich sehr schlau vor, daß er dem Juden sein Geld nicht gegeben hatte. Der hätte natürlich den Profit für sich eingeheimst.

»Nee, nee, mich kann keiner übers Ohr hauen,« dachte der Leichtgläubige und ahnte nicht, wie sehr er eben übers Ohr gehauen worden war. Gottfried Thomas war sehr zufrieden mit sich.

Mit Martha traf er nur selten zusammen. Ab und zu besuchte er sie bei Frau Dr. Ziegler. Dann war es komisch anzusehen, wie gespreizt und geziert er sich benahm, um Martha zu beweisen, wie prächtig er sich darauf verstand, den Herrn zu spielen.

Marthas Pensionsgenossinnen, lauter muntere, übermütige Mädchen, trieben natürlich ihre Possen mit ihm, und Frau Dr. Ziegler mußte immer ein ganz strenges Gesicht machen, um sie von zu großen Tollheiten zurückzuhalten.

Martha fühlte großes Mitleid mit Thomas. Sie sah mit ihren klugen Augen, wie lächerlich er sich machte, und hörte von Samuel, wie ihn seine sogenannten Freunde ausnützten. Wie lange würde er der reiche Mann bleiben?

Die Villa hatte ihm ein Drittel seines Vermögens gekostet, und die Dienerschaft und seine »Freunde« betrogen ihn und lebten auf seine Kosten alle herrlich und in Freuden.

Wenn ihm Martha aber vernünftig zureden wollte, dann wurde er grob und ausfallend oder er lächelte höhnisch und überlegen. Er glaubte den Schmeichlern und Schmarotzern mehr, als seiner kleinen treuen Freundin von einst. —

Draußen auf der Weide zwischen seinen Schafen war Gottfried Thomas ein Original und eine achtenswerte Persönlichkeit

gewesen trotz seiner mangelhaften Schulbildung und seines naiven Wesens. Er hatte eben in den Rahmen seiner Umgebung gepaßt.

Hier in seiner neuen Lebenslage wirkte er wie ein Zerrbild, wie eine komische, lächerliche Figur.

Wenn er ganz ehrlich hätte sein wollen, hätte er zugeben müssen, daß er sich als Schäfer viel glücklicher gefühlt hatte, trotz seiner Armut. Das «Vornehmsein» erschien ihm doch gewaltig schwer und unbequem, wenn er das auch um keinen Preis eingestanden hätte.

Frühmorgens, wenn er aufstand, fing die Qual schon an. Dann nahm ihn Jean in die Kur und stutzte sein struppiges Haar und den Bart zurecht. Das war keine kleine Arbeit für Herr und Diener. Auch das tägliche Bad erschien Gottfried ungemütlich und überflüssig.

Aber Jean erklärte hoheitsvoll, dieses Bad sei bei der Toilette eines feinen Herrn unerläßlich. Und Gottfried wagte nicht zu widersprechen. Jean war eben gar zu imponierend. Aber heimlich seufzte der arme reiche Mann gar oft.

Wenn er aber dann frisiert, rasiert und parfümiert, mit einem seiner auffallenden Anzüge bekleidet, die Hände voll kostbarer Ringe und die schwere goldene Kette über der Weste schaukelnd aus Jeans Händen entlassen wurde und, den eleganten Spazierstock durch die Finger gleiten lassend, auf der Promenade einher stolzierte, dann fühlte er sich doch wieder sehr beneidenswert.

Alle Menschen sahen ihm nach, und einige seiner »Freunde« hefteten sich dann schon an seine Fersen, um sich von ihm ein gutes Frühstück bezahlen zu lassen, ihn anzuborgen oder sonst auszunützen.

Sie schwatzten dann auf ihn ein, versicherten ihm ihre Freundschaft und suchten ihn immer in irgend ein Geschäftchen zu verwickeln, an dem er, nach ihrem Ausspruch, kolossal verdienen konnte.

Gottfried brummte dann bald der Kopf, aber er ging lächelnd auf alles ein, und während sie ihm einen Tausender nach dem anderen ablockten, bildete er sich ein, er sei auf dem besten

Wege, ein Millionär zu werden.

Dabei schwand ihm das Geld nur so zwischen den Fingern, und er hatte nichts dafür eingetauscht, als wertlose Aktien, noch wertlosere Schuldscheine, Hypothekenbriefe auf baufällige Häuser und ab und zu ein Grundstück, das vielleicht den vierten Teil der Summe wert war, die er dafür bezahlte.

Dem redlichen Juden Samuel hatte er sein Geld nicht anvertrauen wollen, aus Angst, darum betrogen zu werden, und diesen Schwindlern und Betrügern, die sich seine Freunde nannten, gab er es willig hin.

Veitel Samuel ließ ihn nicht aus den Augen, und als er merkte, daß er es gar zu bunt trieb, ging er eines Tages doch wieder zu ihm und redete ihm vernünftig zu. Zuerst tat er das natürlich nur, weil er doch noch ein Geschäft zu machen hoffte. Aber dann tat ihm auch wirklich der verblendete Tor leid.

Thomas ließ ihn aber wieder glatt abfallen, er war noch nicht klüger geworden und hielt seinen Reichtum für unerschöpflich.

»Ich brauche Ihre Hilfe nicht, mein Lieber,« sagte er mit unnachahmlich herablassendem Tonfall. »Meine Freunde raten mir sehr gut, mein Geld gewinnbringend anzulegen.«

Samuel schüttelte den Kopf.

»Gott soll mich bewahren vor solche Freunde, Herr Thomas!« sagte er bekümmert.

Gottfried lächelte von oben herab und warf sich dann mit elegant sein fallender Nachlässigkeit in einen Sessel, wie er es oft an seinen Freunden studiert hatte.

»Ich habe sehr vornehme Freunde, mein Lieber, sogar ein Baron ist darunter und ein ehemaliger Major. Jawohl — und die sind klüger wie Sie, und wollen nicht an mir Verdienen, wie Sie. Aus purer Freundschaft und Gefälligkeit helfen Sie mir, mein Geld sehr günstig anzulegen.«

Samuel schüttelte noch immer den Kopf.

»Sie werden sorgen, daß Sie anlegen Ihr Geld so, daß Sie es nicht wieder kriegen, Ihre vornehmen Freunde. Hören Sie auf einen erfahrenen Mann, ehe es is zu spät, Herr Thomas. Lassen Sie sich nicht weiter ein mit die neppigen Kavaliers, legen Sie an das, was Sie noch haben, in sichere Papierchen, Sie werden

sonst fertig sein in ein, zwei Jährchen mit dem ganzen schönen Geld!«

Thomas warf sich in die Brust.

»Ich verbitte mir das — jawohl! Meine Freunde sind keine nervigen Kavaliere das sind alles honette, feine Herren. Sie ärgern sich bloß, daß ich nicht so dumm bin, Ihnen mein Geld zu geben wie die Marthe, das dumme Mädchel. Was hat die denn von ihrem Reichtum? Nichts! Sie sitzt und lernt und lernt, daß ihr der Kopf brummt. Nee, so dumm bin ich nicht — in ein paar Jahren bin ich Millionär — jawohl, so gut ist mein Geld angelegt!«

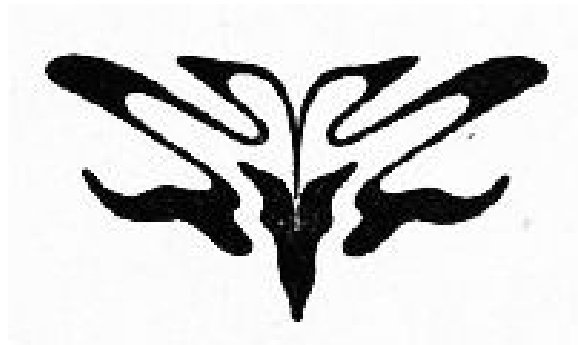
»Sie werden nicht werden Millionär, aber Sie werden kommen um all ihr schönes Geld. Denken Sie daran, was Ihnen hat gesagt der Veitel Samuel.«

Gottfried ließ seinen eleganten, schwarzen Lackschuh und den lilaseidenen Strumpf auf und nieder tanzen.

»Bleiben Sie mir vom Leibe mit Ihrem Geschwätz. Und nun habe ich keine Zeit mehr für Sie. Meine Freunde erwarten mich in der goldenen Traube,« sagte er geziert.

So mußte ihn Samuel seinem Schicksal überlassen. Wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen.

Gottfried aber klingelte Jean herbei und befahl ihm, den Juden nicht wieder vorzulassen.





6. Kapitel.

Vor der Katastrophe.

Martha war nun schon seit einem Jahre bei Frau Dr. Ziegler und hatte in dieser Zeit sehr, sehr viel gelernt. Sie war aber auch sehr fleißig und unermüdlich und arbeitete mit Energie und Ausdauer.

In allen Zweigen des Wissens hatte sie Unterricht genommen. Auch französische und englische Stunden nahm sie, und mit großer Freude lernte sie Klavierspielen.

Sie hatte entschieden musikalisches Talent und machte überraschende Fortschritte. Frau Dr. Ziegler betrachtete sie als ihre Musterschülerin und nahm sich Marthas in wahrhaft mütterlicher Weise an. Und das junge Mädchen tat nichts, ohne es zuvor mit der klugen und gutgesinnten Frau zu besprechen.

Weil ihr das Lernen Vergnügen machte, fiel ihr alles wie von selbst zu. Noch immer las sie sehr gern, und Frau Dr. Ziegler wählte ihr die beste und passendste Lektüre aus.

Auch an feinen Handarbeiten fand Martha viel Gefallen, und zugleich lernte sie ihren Körper pflegen, wie es einer Dame zukommt.

Mit ihren Mitpensionärinnen spielte sie Tennis und Krocket im Garten.

Das gefiel ihr, da sie doch so sehr an Bewegung in freier Lust gewohnt war, sehr gut. Und ihre Bewegungen wurden immer anmutiger und graziöser, ihr Aussehen immer lieblicher und feiner. Kein Mensch hätte mehr in ihr die ehemalige Gänsemagd vermutet. Dabei blieb sie jedoch immer schlicht und bescheiden in ihrem Wesen. Sie begegnete jedermann freundlich und natürlich, und ihr Liebreiz gewann aller Herzen.

So unliebenswürdig und lächerlich der Reichtum Gottfried Thomas gemacht hatte, so liebenswert und schön hatte sich

Martha darin entfaltet. Sie war eine wahrhaft vornehme und zugleich liebevolle Erscheinung geworden.

Noch immer war Marthas Vater im Sanatorium bei Professor Wagner, und sollte auch noch längere Zeit dort bleiben. Sein Zustand hatte sich allerdings ganz bedeutend gebessert.

Die gute Pflege, die schöne, behagliche Umgebung und das friedliche, sorglose Leben taten ihre Wirkung und hoben sein schweres Leiden immer mehr.

Martha besuchte ihn jeden Tag, und alle Patienten des Sanatoriums freuten sich an ihrem herzerfrischenden Anblick, an ihrem fröhlichen, munteren Wesen. Professor Wagner sagte oft lächelnd:

»Sie sind die beste Medizin für meine Kranken, Fräulein Bergen ich wollte, ich könnte Sie den ganzen Tag hierbehalten!«

Am meisten freute sich Marthas Vater, wenn sie kam. Es kam jetzt nie mehr vor, daß er sie nicht kannte, und immer seltener verfiel er in seine melancholische Grübeleien.

Martha schwoll das Herz vor Freude, wenn er sich oft eine Stunde lang ganz heiter und vernünftig mit ihr unterhielt. Er hatte nun schon begriffen, wie sehr sich ihr und sein Leben geändert hatte, und wußte, daß Martha in der Lotterie gewonnen hatte.

»Wenn es nur unser Mutterle und das Gustävie noch erlebt hätten,« sagte er immer wieder.

Und dann erzählten sie sich von alten Zeiten, wie die Mutter noch gesund gewesen war, wie sie so unermüdlich geschafft hatte und immer guter Laune gewesen und Mann und Kindern den Frohsinn geschenkt hatte.

Aber auf die schlimmen Zeiten, die dann folgten, kamen sie nicht zu sprechen. Da schlug Martha immer gleich ein anderes Thema an, denn Professor Wagner hatte ihr gesagt, daß dem Vater alles Trübe ferngehalten werden müsse.

Wenn die anderen Patienten des Sanatoriums Friedrich Berger Worte des Lobes über seine Tochter sagten, dann strahlten seine Augen ganz klar und froh. Und Voll Stolz blickte er auf sein herzliebes, schönes Kind und streichelte wohlgefällig seine hübschen Kleider, in denen es so

schlank und vornehm aussah wie eine richtige Dame.

Dazwischen kamen freilich, hauptsächlich bei schlechtem Wetter, noch immer kleine Anfälle von Trübsinn, aber der Professor versicherte Martha, daß auch diese sich noch ganz verlieren würden, wenn der Vater seine Kur gewissenhaft fortsetzen würde.

Und da der Vater sich im Sanatorium wohlfühlte und Martha auch noch eine ganze Weile bei Frau Dr. Ziegler bleiben wollte, so ließ ihn Martha gern noch in der guten Pflege.

Später gedachte sie sich dann auf dem Lande, aber in der Nähe der Stadt, ein Häuschen zu kaufen, wo sie friedlich und behaglich mit dem Vater leben konnte. vermessene Wünsche kannte Martha nicht, sie blieb bescheiden und war gewiß, daß sie nie ihre Zinsen aufbrauchen würde.

Mit Veitel Samuel blieb sie immer in regem Verkehr. Er gab ihr manche goldene Lebensregel und hatte das liebliche, blonde Mädchen mit den schönen, freundlichen Augen liebgewonnen.

»Sehen Sie, Fräulein Marthchen, ich habe mir gedacht immer, seit Sie mir beschützt haben mei Isaakche, wie kannste vergelten dem Kind seine Guttat. Ich habe noch nichts können tun zur Vergeltung, aber ich nehme immer und immer an e' neue Guttat von Ihnen!« sagte er eines Tages.

Martha lachte.

»Was tue ich Ihnen denn für eine Guttat an, Herr Samuel?«

»Nu — Sie bringen Sonnenschein in mein Haus. Isaakche lacht, wenn er sieht den blonden Kopf vom Fräulein Marthchen, und seine Mutter, die lacht auch, und der Veitel Samuel lacht am meisten. Und so nehme ich an eine Guttat nach der anderen und kann nicht vergelten.«

Martha legte ihre Hand, die jetzt weiß und wohlgepflegt war, auf seinen Arm.

»Wem verdanke ich denn, daß ich das große Los gewonnen habe?«

»Wem sollen Sie das verdanken — dem lieben Gott — ganz allein; denn der Veitel Samuel hätte Ihnen nicht verkauft das Los, wenn er gewußt hätte, daß es gewinnt soviel Geld. Er hätte alles

behalten für sich!«

Das junge Mädchen lachte herzlich auf.

»Das glaube ich wohl, Herr Samuel, kein Mensch hätte anders getan. Aber nun machen Sie sich nur keine Kopfschmerzen, wie Sie mir jene ganz selbstverständliche Handlung vergelten sollen. Wer weiß, vielleicht können Sie mir dafür eines Tages irgend einen Wunsch erfüllen.«

»Nu, Sie sollen kommen mit Ihrem Wunsche, und so wahr der Jude Samuel ins Himmelreich kommen möchte, so wahr wird er erfüllen den Wunsch!«

Martha blickte zu ihm auf und sagte:

»Vielleicht nehme ich Sie eines Tages beim Wort.«

*

Nur eins vermißte Martha in ihrem jetzigen Leben: daß sie nicht wie früher den ganzen Tag im Freien herumstreifen konnte.

Wie oft packte sie ein sehnsüchtiges Verlangen nach der freien Weide. Dann bat sie Frau Dr. Ziegler, sie hinaus zu lassen ins Freie.

Die alte Dame fand es zwar nicht statthaft, das junge Mädchen allein gehen zu lassen und wollte sie erst immer begleiten. Aber Marthas flinke Füße marschierten dann so ausdauernd, daß Frau Doktor nicht Schritt halten konnte.

Das junge Mädchen zerstreute endlich alle Bedenken der alten Dame.

»Liebe Frau Doktor, Sie können mich wirklich ganz unbesorgt allein gehen lassen. Mit mir ist das nicht so ängstlich als mit den anderen Pensionärinnen. Ich bin nicht so behütet worden wie diese und viel selbständiger aufgewachsen. Ich habe mir immer allein durch die Welt helfen müssen und bin noch für mein Vaterle ein Schutz und Hort gewesen. Lassen Sie mich nur zuweilen hinaus ins Freie, damit ich mich müde laufen kann, sonst halte ichs nicht aus.

Ich verspreche Ihnen gern, daß ich nur nach der Dohrmaer Gegend hinaus wandern will, da kenne ich in Wald und Wiesen Weg und Steg genau. Nicht wahr, Sie gestatten es mir?«

Da widerstand Frau Doktor nicht länger, und von dem Tage an

ging Martha allein hinaus ins Freie.

Ach, waren das herrliche Feierstunden für sie. Ihre Brust hob sich freier und leichter und wie früher auf der Weide, so unterhielt sie sich oft frohgemut mit Wind und Wolken.

Oft lief sie bis nach Dohrma hinaus. Da stand sie dann lange am Waldrand und schaute mit lächelndem Sinnen auf das Dorf und das Herrenhaus. Oder sie lagerte sich ins Gras und sah zu den Wolken empor, und ihre Gedanken weilten dann in der Vergangenheit. Sehr oft dachte sie dabei an Artus von Dohrma, den sie doch nun schon seit langen Jahren nicht gesehen hatte.

Ob sie ihn erkennen würde, wenn er ihr plötzlich begegnete. Und ob er in ihr das Gänsemädchen gleich wieder erkannte? Natürlich würde er dann stolz über sie hinwegsehen.

Aber sicher erkannte er sie gar nicht. Alle sagten ihr ja, wie sehr sie sich verändert habe.

*

Es war wenige Wochen vor der Zeit, da der von Artur von Dohrma gefälschte Wechsel, den Samuel besaß, fällig war, als Martha wieder eines Tages nach Dohrma hinaus gewandert war.

Sie hatte eine Weile am Waldrand gesessen und wandte sich nun zur Umkehr. Als sie eine Weile auf einem schmalen Waldpfad dahingegangen war, trat plötzlich nicht weit von ihr entfernt ein schlanker, hochgewachsener junger Mann aus dem Gebüsch.

Er war im Jagdanzug, hatte das Gewehr über die Schulter gehängt und ein Hund ging ihm zur Seite.

Martha erschrak, und eine jähe Blutwelle stieg ihr ins Gesicht. Sie hatte sofort Artur von Dohrma erkannt.

Noch immer hatte er die seltsam gezeichnete Falte zwischen den dunklen Augenbrauen, daran erkannte sie ihn zuerst, obwohl sein Gesichtsausdruck sonst sich sehr verändert hatte.

Die dunklen Augen blickten nicht mehr so stolz und hochmütig, sondern traurig, fast düster. Und der Kopf mit dem kurzgehaltenen leichtgewellten Haar saß nicht mehr so herrisch auf den breiter gewordenen Schultern, sondern war wie in trüben Gedanken vornüber gesenkt. Aber vornehm und hübsch sah er noch immer aus.

Marthas Herz klopfte, als ob es zerspringen wollte, als er jetzt das Gesicht hob und erstaunt auf die schlanke, weißgekleidete Mädchengestalt blickte.

Kein Zug des Erkennens flog über sein Gesicht. Er war wohl auch zu sehr von seinen Sorgen in Anspruch genommen, denn er war seit gestern wieder auf Urlaub nach Hause gekommen, weil seine Mutter schwer krank war und weil er noch einen letzten Versuch machen wollte, das Geld für den Wechsel von seinem Vater zu erhalten.

Trotzdem schien Marthas von süßem Liebreiz umflossene Erscheinung sein Interesse zu erwecken, denn seine Augen begannen lebhafter zu werden und hefteten sich prüfend auf ihr errötendes Gesicht.

In Marthas Herzen weckte sein Anblick seltsame Gefühle. Sein verändertes, düsteres Aussehen verriet ihr, daß er Sorgen hatte, und wieder erwachte der heimliche, brennende Wunsch in ihr, ihm helfen zu können.

Ganz beklommen war ihr zumute, als sie merkte, daß er nicht mehr mit verletzendem Stolz über sie hinwegblickte, sondern daß seine Augen sogar mit warmem Wohlgefallen auf ihr ruhten.

Sie ahnte nicht, wie licht und reizvoll sich ihre Gestalt von dem dunklen Hintergrund des Waldes abhob, und wußte nicht, wie schön sie war in ihrer mädchenhaft lieblichen Verwirrung.

Nur eins gab ihr einigermaßen ihre Fassung zurück: die Gewißheit, daß er sie nicht erkannte.

Und so war es in der Tat. Artur von Dohrma hatte längst das ehemalige Gänsemädchen vergessen und suchte es ganz sicher nicht in der eleganten, graziösen jungen Dame, die ihm entgegenschnitt.

Zwar war ihm einmal zu Ohren gekommen, daß die Gänsehüterin und der Schäfer das große Los gewonnen hatten und von Dohrma fortgezogen waren, aber das hatte er längst wieder über seinen eigenen Sorgen und Kümernissen vergessen. Keinesfalls kam ihm eine Ahnung, daß aus dem einstigen Gänsemädchen eine so reizende junge Dame geworden war, wie diejenige, die er jetzt vor sich sah.

Martha hatte ihn im ersten Augenblick instinktiv grüßen wollen

als den Sohn ihres einstigen Herrn, aber dann merkte sie, daß er sie nicht erkannte, und es kam ihr zum Bewußtsein, daß es für eine junge Dame unpassend sei, einen Herrn zuerst zu grüßen.

Allen Mut zusammennehmend, ging sie schnell mit niedergeschlagenen Augen an ihm vorüber. Er trat artig und höflich zur Seite und rief seinen Hund zurück, der Martha schnuppernd umkreiste.

Als sie vorüber war, blieb er noch eine ganze Weile stehen und sah ihr nach. Der Hund wedelte mit dem Schwanz und sah seinen Herrn erwartungsvoll an, als wollte er sagen: Kennst Du die denn nicht, sie war doch früher in Dohrma!«

Artur verstand aber diese Frage nicht und hatte nicht ein so gutes Gedächtnis wie der Hund. Er klopfte diesem nur mit einem leichten Lächeln auf den Kopf und sagte leise:

»Gelt, Thras, das war einmal ein süßes, liebes Mädchel. So was Hübsches sieht man nicht alle Tage!«

Thras stieß seine Nase zustimmend an seines Herrn Gamaschen, blickte gleich ihm noch einmal nach der schnell und elastisch ausschreitenden Mädchengestalt, und dann gingen Herr und Hund weiter.

Artur verlor sich wieder in trübes Sinnen.

Martha war mit einer seltsamen Unruhe im Herzen weiter gegangen. Sie mußte immerfort an Arturs verändertes Aussehen, an seine sorgenvoll blickenden Augen denken.

Was hatte ihn so sehr verändert? War es nur eine Folge der mißlichen Verhältnisse auf Dohrma, oder drückte ihn noch etwas anderes?

Die Unterredung mit Veitel Samuel fiel ihr wieder ein, die sie vor nahezu einem halben Jahre mit ihm gehabt hatte. Sie gedachte seiner Worte: »Warum soll der Beitel Samuel nicht wollen, daß der hochmütige Junker fühlen soll, wie es tut, klein zu sein und verachtet? Hab' ich gewartet all die Jahre auf meine Stunde. Bald da diese Stunde, und ich werde sie nicht gehen lassen unbenützt vorüber.«

Eine unerklärliche Angst stieg in ihr auf. Was meinte Samuel mit diesen unverständlichen Worten? Drohte Junker Artur ein Unheil — ein größeres noch als der Verlust seines väterlichen Gutes?

Es half Martha nichts, daß sie sich selbst ausschalt. Was ging es sie an, wenn dem Junker Gefahr drohte? Hatte er es um sie verdient, daß sie sich um ihn sorgte, hatte er sie nicht allezeit verächtlich zurückgestoßen?

Sie vergaß das alles, dachte nur noch an sein düsteres, sorgenvolles Gesicht, aus dem aller Stolz und Hochmut fortgewischt schien, und wieder empfand sie den heißen, innigen Wunsch, ihm helfen zu können.

Aller Frohsinn war aus ihren Mienen gewichen. Sie konnte sich nicht mehr des schönen Lebens freuen, seit sie Artur von Dohrma traurig und bekümmert wußte.

Und ehe sie an diesem Abend einschlief, nahm sie sich vor, morgen zu Veitel Samuel zu gehen und ihn zu fragen, wie jetzt eigentlich die Verhältnisse auf Dohrma standen. Vielleicht verriet er ihr dabei, was er gegen Junker Artur unternehmen wollte. Und vielleicht konnte sie dann ein gutes Wort für ihn einlegen.

*

Am nächsten Tage führte sie wirklich ihren Vorsatz aus. Nachdem sie erst eine Weile über ihre eigenen Geschäfte mit Veitel Samuel gesprochen hatte, fragte sie ihn geradezu, wie es jetzt um Dohrma stände.

Er zuckte die Achseln und seine Augen blitzten unheimlich unter den buschigen Brauen hervor.

»Wie soll es stehen um Dohrma? Schlecht! steht es — sehr schlecht. Und die gnädige Frau liegt auf den Tod danieder. Hat mir gesagt der Arzt, daß gezählt sind ihre Tage und daß schon an ihr Krankenbett gerufen worden ist der stolze Junker. Der Beitel Samuel wird noch warten, bis es ist zu Ende mit ihr, um nicht zu stören den Frieden einer Sterbenden.

Aber wenn sie hat geschlossen ihre Augen, dann wird der Veitel Samuel nicht mehr warten können. Er wird sehen, daß er kommt zu seinem Gelde!«

Martha preßte die Hände verstohlen zusammen. Arturs Mutter lag im Sterben: sah er deshalb so düster aus, oder drückte ihn noch ein anderes Leid?

»Das soll wohl heißen, daß Dohrma verkauft werden muß, Herr

Samuel?« fragte sie unruhig.

»Verkauft? Wie heißt verkauft. Es wird sich nicht finden so leicht e' Käufer. Der Veitel Samuel wird es vorläufig übernehmen müssen selbst, damit er nicht verliert sein Geld.«

»Und was wird dann aus Herrn von Dohrma und seinem Sohn?« fragte Martha leise.

»Was soll werden aus ihnen? Sie werden müssen arbeiten, um zu verdienen ihren Unterhalt, wie andere Leute auch. Und der Junker wird ausziehen müssen des Königs Rock. Er würde ihn auch ausziehen müssen ohne dies, denn — nu — Sie brauchen nichts zu hören von solche Sachen. Er hat eben gemacht e' Dummheit, um sich zu verschaffen Geld.

Nu — lassen wir das. Aber er wird kommen zum Veitel Samuel und wird jammern und bitten; so klein wird er sein — so klein. Und er wird betteln, daß ihm der Jude nicht nimmt seine Ehre. Es kommt die Stunde, auf die Veitel Samuel hat gewartet!«

Die Augen des Juden glühten unheimlich Martha erschrak bis ins innerste Herz.

»Lieber Herr Samuel, was ist's mit dem Junker? Sagen Sie es mir!« bat sie angstvoll.

Samuel blickte sie plötzlich scharf und forschend an.

»Sie sollen sich nicht kümmern um den Junker! Hat er sich gekümmert um das Gänsemädchen?« sagte er schroffer, als er sonst mit ihr redete.

Sie faßte bittend seinen Arm.

»Er ist trotzdem nicht schlecht, ganz gewiß nicht! Seine Erziehung ist an allem schuld.«

Wieder forschte der Jude in ihrem Gesicht. Dann wiegte er unruhig und unzufrieden den Kopf auf den Schultern.

»Ja, ja, er hat gelernt den Hochmut von seiner stolzen Mutter und hat geerbt den Leichtsinn von seinem Vater. Nu, er wird trotzdem tragen müssen die Folgen.«

Martha ließ seinen Arm nicht los.

»Was wollen Sie ihm antun, Herr Samuel?«

»Antun? Was heißt antun! Vergeltung will ich üben. Sagen will ich ihm: »Nu gehen Sie fort von Dohrma; Jetzt hat der Jude das Recht, den Junker fortzujagen mit den Hunden: jetzt hat er das

Recht, verächtlich herabzublicken auf den Junker, der nicht hat hochgehalten seine Ehre.« Und zwingen werd' ich ihn, auszuziehen den Rock des Königs, den er nicht gehalten hat, wie er soll!«

Martha wurde sehr blaß.

»Nein, das tun Sie nicht, Herr Samuel; so böse sind Sie ja gar nicht!«

»Wie heißt böse, Kindchen! Ich bin e' Jude, und es heißt in der heiligen Schrift: Aug um Auge, Zahn um Zahn! Sie sind e' Christin, und Ihre Religion lehrt Ihnen: Liebet Eure Feinde! Nu, ich halte mich an meine Religion, und Sie können sich halten an die Ihre!« sagte er, Martha scharf beobachtend.

Sie wurde glühendrot. Liebet Eure Feinde, hatte Samuel gesagt. Und dies Wort bewegte sie bis ins Innerste. Liebet Eure Feinde!

War Artur von Dohrma ihr Feind und liebte sie ihn?

Sie fand keine Antwort auf diese Frage, konnte auch Samuel keine Antwort geben; die Kehle war ihr wie zugeschnürt.

Sie war in einer großen, innerlichen Unruhe und Beklommenheit, und fühlte, daß sie Jetzt nicht weiter zu Samuel sprechen konnte. Erst mußte sie ruhig werden und über das alles nachdenken.

Vorläufig drohte ja Artur auch keine Gefahr. Samuel hatte ihr selbst gesagt, solange Arturs Mutter lebte, wollte er nichts unternehmen. So konnte sie in Ruhe überlegen, was sie zu Arturs Rettung tun sollte. Daß sie etwas tun müsse, stand bei ihr fest.

Sie verabschiedete sich hastig von Samuel und ging fort.

Als sie um die nächste Straßenecke bog, sah sie plötzlich Artur von Dohrma daherkommen.

Er hielt den Blick zu Boden gesenkt und ging an ihr vorüber, ohne sie zu sehen. Sein Gesicht war noch düsterer als gestern.

Nach einer Weile wagte sie es, verstohlen hinter ihm herzublicken, um zu sehen, ob er zu dem Juden ging. Wirklich betrat er dessen Haus. Ihr Herz wurde so schwer, daß sie hätte weinen mögen, und sie wußte doch nicht, warum. —

Als sie nach Hause kam, war es Zeit zum Mittagessen. Man wartete schon auf sie. Aber sie vermochte kaum einige Bissen

hinunterzuzwingen und war viel stiller als sonst.

Ihre Mitpensionärinnen neckten sie deshalb, und als sie gar den guten Kirschkuchen zum Nachtsch vorübergehen ließ, ohne davon zu essen, blickte Frau Doktor besorgt in ihr Gesicht.

»Sie sind doch nicht krank, liebes Fräulein?« fragte sie teilnehmend.

Das junge Mädchen schüttelte errötend den Kopf.

»Nein, Frau Doktor, gewiß nicht, ich habe nur keinen Appetit!«

»Keinen Appetit auf Kirschkuchen, Kindchen? Den essen Sie doch sonst so gern!«

»Ach, der Appetit wird sich schon wieder einstellen, liebe Frau Doktor. Sie erlauben mir, bitte, daß ich heute Nachmittag wieder einen tüchtigen Spaziergang mache, und verwahren mir ein Stück Kuchen, bis ich wiederkomme, dann soll er mir wohlschmecken.«

»Vorausgesetzt, wir lassen Dir etwas übrig, Martha,« sagte ein lustiges Mädchen mit schwarzen Augen und einer niedlichen Stumpfnase.

»Wenn ich Euch schön darum bitte, tut Ihrs gewiß,« entgegnete Martha freundlich.

Da versprochen ihr alle lachend, sich zu bezähmen, damit noch ein Rest blieb.

Bald nach Tisch verließ Martha das Haus.

Sie sehnte sich hinaus ins Freie, in die Einsamkeit des Waldes. Im Hause war ihr zumute, als drücke ihr etwas die Brust zusammen.

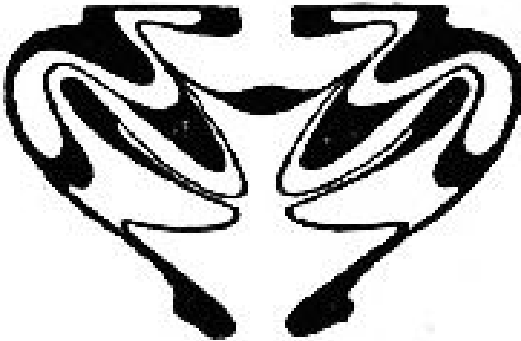
Sie ging den alten Weg durch den Wald am Flußufer entlang, nach Dohrma zu. Immer weiter ging sie, bis sie müde wurde. Dann suchte sie sich dicht am Flußufer im Gebüsch ein schattiges, stilles Fleckchen und ließ sich im Grase zur Ruhe nieder.

Friedlich rauschte das Wasser an ihr vorbei, das Flußbett entlang. Eine träumerische Ruhe kam über sie, ein tiefer Friede.

Sie ließ die Grashalme um sich her durch ihre Finger gleiten und freute sich an den possierlichen Kletterübungen eines Käfers, der die Grashalme als Kletterstange benutzte.

»Der liebe Gott hält seine Hand schützend über jedes Käferlein, er wird sie auch über Artur von Dohrma halten,« dachte sie

beruhigt und sog in tiefen Zügen die reine Waldluft ein.





7. Kapitel.

Die Lebensretterin.

Artur von Dohrma hatte schwere, niederdrückende Zeiten hinter sich, und was vor ihm lag, schien noch viel schwerer. Seit er jenen unseligen Wechsel auf den Namen seines Vaters gefälscht hatte, war ihm keine ruhige Stunde mehr beschieden. Drohend stand die Zukunft vor ihm.

Daß sein Vater ihm bei den mißlichen Verhältnissen nicht helfen konnte, war so gut wie sicher. Vergeblich hatte er sich die größte Mühe gegeben, das Geld zur Tilgung des Wechsels auszutreiben: niemand gab es ihm, denn es war nur zu bekannt, daß Dohrma überschuldet war.

So war die Zeit näher und näher gerückt, daß der Wechsel fällig wurde. Artur hatte in Erfahrung gebracht, daß Veitel Samuel diesen Wechsel an sich gebracht hatte.

Ohne zu ahnen, wie sehr er von dem Juden gehaßt wurde, war ihm das ein kleiner Trost. Vielleicht ließ Veitel Samuel mit sich reden, vielleicht gelang es, den Wechsel von ihm zurückzuerhalten und gegen einen Schuldschein oder einen Wechsel auf den eigenen Namen umzutauschen.

Jedenfalls mußte er den Versuch wagen, denn es stand seine Ehre auf dem Spiel.

Als ihn ein Brief seines Vaters an das Krankenbett der Mutter rief, hatte er bereits ein Gesuch um Urlaub eingereicht. Er wollte noch einen letzten Versuch machen, von dem Vater das Geld zu erhalten.

Bekam er es nicht, dann mußte er Veitel Samuel aufsuchen und ihn bestimmen, ihm so oder so den Wechsel auszuhändigen. Weigerte sich dieser, dann blieb ihm nichts übrig, als seinem Vater die Fälschung einzugestehen.

Was dann geschehen würde — er wagte es nicht auszudenken.

Der Urlaub wurde ihm sofort bewilligt, da Frau von Dohrmas Zustand nach Ausspruch des Arztes sehr bedenklich war.

Artur fand die Mutter der Auflösung nahe. Trotzdem er in dieser martervollen Zeit erkannt hatte, wie falsch ihn seine Eltern erzogen hatten, war es ihm doch schmerzlich, die Mutter zu verlieren, die ihn auf ihre Art doch sehr lieb gehabt hatte.

Aber auch die Rücksicht auf den Zustand der Mutter konnte ihn nicht abhalten, seinen Vater noch einmal um die Summe zu bitten, die er so nötig brauchte.

Moritz von Dohrma hatte jedoch nur mit einem tiefen Seufzer den völlig leeren Geldschrank ausgeschlossen und gesagt:

»Wenn ich über eine solche Summe verfügen könnte, wie Du sie von mir verlangst, dann wäre ich ein Krösus im Vergleich zu meiner jetzigen Lage.«

»Was soll aber aus mir werden, Vater? Du weißt, daß ich einen Wechsel über diese Summe ausgestellt habe. Gewiß, es war leichtsinnig von mir, aber ich ahnte damals nicht, wie schlecht es um uns stand. Zu spät hast Du mir die Augen geöffnet. Wird der Wechsel nicht eingelöst, dann — nun, dann erfährt der Oberst davon!«

Sein Vater hatte hilflos die Achseln gezuckt.

»Ich kann Dir nicht helfen, so gern ich möchte. Übrigens kommt es auf eins heraus: Veitel Samuel will Ernst machen — wir müssen Dohrma aufgeben. Du wirst Dich ohnehin zu einem billigen Regiment versetzen lassen müssen, wenn Du nicht überhaupt quittieren mußt. Ich bin zu Ende mit meinem Latein: am liebsten machte ich Schluß und legte mich mit Deiner Mutter zum Sterben nieder, denn mich erwartet gleich Dir nichts Gutes mehr!«

Nach dieser Unterredung hätte Artur am liebsten gleich ein Ende gemacht. Wozu sollte er sich quälen mit seinem verpuschten Leben? Er war auf sein Zimmer gegangen und hatte die geladene Pistole aus seinem Schreibtisch genommen.

Aber als er sie in der Hand gefühlt hatte, da war noch einmal der heiße Lebenshunger gesunder Jugend über ihn gekommen. Schaudernd hatte er die Pistole zu sich gesteckt. Noch ein Letztes wollte er erst versuchen — zu Veitel Samuel gehen.

War auch das erfolglos, dann war es immer noch Zeit, ein Ende zu machen.

Auf dem Wege zu Samuel war ihm dann Martha wieder begegnet: er hatte sie nicht gesehen. Mit klopfendem Herzen hatte er sich Samuel melden lassen und stand diesem nun in seinem Geschäftszimmer gegenüber.

In Samuels Augen hatte es triumphierend aufgeblitzt, als ihm Junker Artur gemeldet wurde. Als er ihn aber dann in seiner alten höflichen Weise empfing, verriet kein Zug in seinem hageren, scharfgeschnittenen Gesicht, daß er wußte, was den jungen Aristokraten zu ihm führte.

»Was verschafft mir die Ehre des Besuches vom gnädigen Junker? Ich bitte sehr, zu nehmen Platz!« sagte er, Artur unter seinen buschigen Augenbrauen hervor scharf betrachtend.

Dieser stieß einen gepreßten Atemzug hervor und ließ sich auf den Stuhl fallen, den ihm Samuel geboten hatte. Nun saßen sie sich gegenüber.

»Ich komme mit einer großen Bitte zu Ihnen, Herr Samuel.«

Ein spöttischer Zug umzuckte dessen Lippen.

»Wie heißt bitten? Der gnädige Junker wird sich doch nicht herablassen zu bitten e' armen Juden!«

Artur strich sich über die Stirn.

»Von einem Herablassen kann keine Rede sein, Herr Samuel!«

»Nu, warum nicht? Steht doch der gnädige Junker hoch über dem Veitel Samuel!«

Arturs Gesicht rötete sich dunkel.

»Bitte, sprechen Sie nicht so. Ich weiß sehr wohl, daß ich früher als törichter Knabe, da ich das Leben noch nicht kannte, oft unüberlegt gehandelt habe und sehr ungezogen zu Ihnen gewesen bin. Glauben Sie mir, ich wußte nicht, was ich tat. Gedankenlos gab ich meinem dummen Jungenstolz nach.

Man hatte mir eingeredet, ich sei ein Mensch von bevorzugter Geburt, der hoch über den Leuten stand, mit denen er täglich zusammenkam auf unserem Dorfe. Als Kind nimmt man gedankenlos an, was man gelehrt bekommt. Erst später bildet man sich ein eigenes Urteil!«

Veitel Samuel lauschte überrascht diesen ernsten, schlichten

Worten, die einigen Eindruck aus ihm machten. Das ganze bescheidene Wesen Artur von Dohrmas stach himmelweit ab von seinem früheren Verhalten.

»Nu, er wird es tun, weil er will dem Juden Sand in die Augen streuen. Aber Veitel Samuel läßt sich nicht dumm machen,« dachte er, sich verhärtend.

Und sich aufrichtend und seine Augen fest in die Arturs richtend, sagte er laut:

»Wollen Sie sagen damit, daß Sie sich heute halten für nichts Besseres als den armen, verachteten Juden, den Sie haben gehetzt mit den Hunden, und den Sie haben geschlagen mit der Peitsche?«

Wieder wurde Artur dunkelrot.

»Jedenfalls will ich damit sagen, daß es mir jetzt sehr schämenswert erscheint, mich so ungebührlich gegen Sie betragen zu haben. Ich kann das nur tief bedauern und Sie noch nachträglich um Verzeihung bitten!«

Samuel lachte hart und höhnisch auf.

»Was 'ne große Ehre! Der Herr Junker läßt sich herab, zu bitten e' armen Juden um Verzeihung! Gott der Gerechte, könnt' ich doch werden stolz über die Ehre, wenn ich nicht wüßte genau, daß sich herbeiläßt der Junker nur zu dieser Unterredung, weil er hat e' Anliegen, was ihm sehr liegt am Herzen!«

Artur seufzte tief auf.

»Sie wissen, daß ich mit einer großen Bitte zu Ihnen komme?« fragte er leise.

Samuel wiegte den Kopf aus den Schultern und spreizte die Hände aus.

»Kann ich mir zählen ab an den Fingern: aber bitte, Sie sollen reden und der Jud' wird hören!«

Der junge Mann legte die zitternde Hand fest auf den Tisch.

»Ehe ich meine Bitte ausspreche möchte ich Sie fragen, was Sie über Dohrma verfügt haben. Erst seit wenig Monaten weiß ich von meinem Vater, wie schlecht es um uns steht. Und gestern sagte er mir, daß es nur in Ihrem Belieben liegt, wann wir Dohrma verlassen müssen.

Bitte, sagen Sie mir, wann das sein wird und ob uns nicht eine

kleine Summe bleiben wird aus dem Zusammenbruch!«

Der Jude strich langsam über seinen Bart, Seine Augen glühten unheimlich.

»Nu, Sie sollen wissen ganz genau Bescheid. Sobald die Augen schließt Ihre Frau Mutter, die gnädige Frau von Dohrma, sobald wird Veitel Samuel geltend machen seine Forderungen. Er will nicht verlieren sein Geld. Und was bleiben wird dem Junker und seinem Herrn Vater? Nicht viel mehr, als was er trägt auf seinem Leibe. Bis auf den letzten Heller is verschuldet das Gut, und ich werde noch büßen ein die Zinsen vom letzten Quartal.«

Junker Arturs Gesicht überzog fahle Blässe. Er lehnte sich mit geschlossenen Augen in seinen Stuhl zurück und rang nach Fassung. Endlich sagte er heiser vor unterdrückter Erregung:

»Also nichts bleibt uns — gar nichts?«

»Nein! Es ist gewirtschaftet worden sehr unvernünftig auf Dohrma, trotzdem der gnädige Herr Vater is e' Landwirt, wie er im Buche steht! Aber er hat verbraucht sehr viel, und die gnädige Frau Mutter hat auch verbraucht sehr viel. Da is nicht viel geblieben für den Junker, der auch nicht hat gelernt zu sparen.

Und nun is gekommen das Ende. Ich habe müssen geben und geben, und wenn ich nicht hab' geben wollen, is der Herr Vater geworden sehr wütend und sehr grob. Und nu muß ich sehen, daß ich komme zu dem meinigen und muß selber übernehmen das Gut, bis sich findet e' Käufer. Es wird schwer sein, zu finden einen, der bezahlen wird zweimalhunderttausend Mark für das Gut. Und so hoch belaufen sich die Forderungen vom Veitel Samuel!«

Artur zwang sich mühsam zur Ruhe und richtete sich mit blassem Gesicht empor.

Jetzt kam das schwerste noch. Daß er ein Bettler war, wußte er nun. Jetzt galt es noch seine Ehre, sein letztes und höchstes Gut!

Und dieses Gut hielt der hagere, finster blickende Jude in der Hand, dem er als Knabe manchen Schimpf angetan hatte. Was hatte er von ihm zu hoffen?

Mit gepreßter Stimme sagte er endlich, sich vergebens den Anschein äußerer Ruhe gebend:

»Soviel ich weiß, sind auch einige Wechsel in Ihren Händen —

von — von mir und — und von meinem Vater!«

Veitel Samuel erhob sich und richtete sich steif empor.

»Ja — sie sind alle in meinen Händen — alle!«

»Und was werden Sie mit diesen Wechseln machen?« fragte Artur beklommen und sah den Juden an, als erwarte er Leben und Tod von dessen Antwort.

Samuel strich langsam seinen Bart und lächelte. Jetzt kam seine Stunde — und er wollte sie auskosten.

»Was werde ich machen mit den Wechseln — ich werde sie rechnen zu meinen Forderungen, es wird gehen hin in einem!«

In Arturs Augen erwachte ein leises Hoffen. Wenn der Jude die Wechsel in die Masse warf, dann brauchten sie nicht eingeklagt zu werden, dann achtete man vielleicht nicht so genau auf den einen, der imstande war, ihn ehrlos zu machen, dann gab es eine Möglichkeit, die ihn retten konnte.

Der Vater war kampfesmäde, er würde alle Forderungen Samuels anerkennen, denn er wußte, daß ihm ohnehin nichts blieb. Auch den gefälschten Wechsel würde er dann ohne genaue Prüfung mit anerkennen — und dann — o, Du himmlischer Vater, erbarme Dich — dann war er gerettet, dann war wenigstens seine Ehre fleckenlos aus dem Zusammenbruch gerettet worden.

Samuel hatte Artur lauend beobachtet, Nun hob der junge Mann mit einem tiefen Atemzug das Haupt.

»So — also die Wechsel werden mit in die Masse gerechnet?« fragte er, zwischen Furcht und Hoffen schwebend.

»Ja — alle — bis auf einen — Junker von Dohrma,« zischte er zwischen den Zähnen hervor.

Artur war zumute, als fasse plötzlich eine kalte Hand nach seinem Herzen.

»Bis auf einen?« lallte er in verzweifelter Angst.

Samuel bohrte seine Augen in die des Junkers.

»Ja— bis aus den mit der *gefälschten Unterschrift!*«

Artur sprang mit einem heiseren Schrei empor und taumelte zurück, haltlos nach einer Stütze um sich tastend.

»Sie — Sie — wissen — Sie — Herr Samuel — ich muß bitten — ich —«

Mit einem seltsamen Lächeln lehnte sich der Jude an seinen Schreibtisch und blickte befriedigt auf den völlig fassungslosen Junker.

»Sie sollen sich sparen alle Fisimatenten und sollen sich nicht verbitten. Ich weiß, daß der Wechsel über dreitausend Mark is gefälscht worden vom Junker von Dohrma auf den Namen seines Vaters. Der Veitel Samuel hat sehr scharfe Augen, wenn er will sehen, und läßt sich nicht führen hinter das Licht. «

Artur faßte sich mühsam und stützte sich aus die Stuhllehne.

Aus seinem Gesicht war jeder Blutstropfen gewichen. Er wußte nun, daß sein Schicksal besiegelt war.

Von dem Manne, der da vor ihm stand und ihn mit haßerfüllten Blicken betrachtete, hatte er keine Schonung zu erwarten. Nur um noch etwas zu sagen, fragte er dumpf:

»Und was gedenken Sie zu tun?«

Samuels Augen glühten auf.

»Aug' um Auge — Zahn um Zahn! Der Junker hat mich beschimpft und behandelt wie e' rädigen Hund, ich werde dafür machen den Junker ehrlos, daß er wird ausziehen müssen des Königs Rock, und daß er gestoßen wird schimpflich aus dem Heere.«

Artur stieß einen dumpfen Seufzer aus. Alles brach in dieser Stunde über ihn zusammen. Wie ein gehetztes Wild blickte er um sich und strich sich über die Stirn.

Aber dann richtete er sich mit einem Ruck empor und griff nach seinem Hute. Er war in Zivilkleidung gekommen.

Samuel beobachtete ihn. Er hatte erwartet, daß ihn Artur nun de- und wehmütig anflehen würde, ihn zu schonen. Der Jude hatte seine Rache genommen, und im Ernst dachte er nicht daran, Arturs Vergehen ans Licht zu ziehen.

Nur demütigen wollte er ihn, um seine Rache zu nehmen. Quälen wollte er den stolzen Junker, wie dieser ihn gequält hatte. Daran wollte er sich dann genügen lassen.

Die Angst, die der junge Mann ausstand, würde ihm sehr heilsam sein. Aber Artur bat nicht mit einem Wort um Schonung. Er sagte nur tonlos:

»Ich kann kein Mitleid von Ihnen erwarten, Herr Samuel. Sie

haben recht, ich bin ein Ehrloser geworden, wenn ich auch nur im Leichtsinn handelte, ohne mir meiner Schuld bewußt zu werden. Damals wußte ich ja noch nicht, daß ich den Wechsel nicht würde einlösen können, ehe jemand etwas von der Fälschung merkte.

Ich erfuhr zu spät, daß Dohrma überlastet war, und es kam alles anders, als ich dachte. All meine Reue und Verzweiflung konnte den unüberlegten Schritt nicht ungeschehen machen. Aber ich will Sie nicht länger mit meiner Erklärung belästigen. Ich weiß nun, was ich zu tun habe. Wenn es Ihnen möglich ist, schonen Sie meinen Vater. Und verzeihen Sie mir, daß ich Sie als dummer Junge beleidigte — es tut mir selbst sehr leid! Leben Sie wohl!«

Damit verließ er so hastig das Zimmer, daß ihn Samuel gar nicht zurückhalten konnte. Es imponierte ihm doch gewaltig, daß Artur nicht um Gnade gewinselt hatte. Solcher Stolz mißfiel ihm nicht.

Eine Weile starrte er dem Junker nach, und es zuckte in seinem Gesicht, als kämpfe er mit sich selbst. Nun er seine Rache gehabt hatte, kam sein im Grunde nicht böses Herz wieder zur Geltung. Und plötzlich sprang er zum Fenster und wollte ihn zurückrufen, aber da sah er ihn schon um die nächste Ecke biegen.

Gedankenvoll blickte er ihm nach.

»Hab' ich ihm doch getan Unrecht? Steckt in ihm e' guter Kern und is gewesen sein Hochmut nur e' Dummheit, die er hat ausgezogen mit die Kinderschuhe? Hm!« sagte er.

Langsam machte er das Fenster zu und blieb mitten im Zimmer stehen.

»Nu, er wird zeigen können, ob in ihm is e' guter Kern. Werd' ich zeigen keinem Menschen den Wechsel mit der falschen Unterschrift und werde behalten für mich die Dummheit, die er hat gemacht. Ich werde gehen morgen hinaus nach Dohrma und ihn befreien von seiner Angst. Sie wird ihm sein gewesen e' heilsame Lehre für die Zukunft.«

So dachte Samuel, versöhnlicher gestimmt, und ging hinüber zu seiner Familie, die mit dem Mittagessen auf ihn wartete.

Er ahnte nicht, daß Artur von Dohrma den geladenen Revolver bei sich trug und fest entschlossen war, seinem Leben ein Ende zu machen, sonst hätte er sich nicht so ruhig zu Tisch gesetzt.

*

Martha Berger hatte wohl eine Stunde im Gebüsch am Flusse gelegen, und in tiefes Sinnen verloren zum Himmel hinaufgestarrt.

Immer wieder hatte sie daran denken müssen, wie sie Artur von Dohrma helfen könnte. Es fiel ihr aber trotz angestrengtem Nachdenken nichts ein. Und so richtete sie sich endlich empor, um den Heimweg anzutreten. Einen Moment saß sie sinnend da und blickte in den Fluß.

Da hörte sie plötzlich nahende Schritte. Verstohlen blickte sie durch die Blätter des Gebüsches, um zu sehen, wer auf dem Waldwege daherkam.

Fast hätte sie aufgeschrien, als sie in dem Nahenden Artur von Dohrma erkannte. Nun blieb sie in ihrem Versteck, um ihm nicht begegnen zu müssen. Ganz deutlich konnte sie ihn sehen, ohne daß er eine Ahnung hatte von ihrem Hiersein.

Als er näher kam, erkannte sie mit Schrecken, wie bleich und verstört er aussah. In seinen Augen lag ein verzweifelter, aber entschlossener Ausdruck. Ihr war zumute, als drücke ihr jemand die Kehle zusammen, als sei plötzlich die Sonne versunken und dunkler Schatten um sie her.

Sie drückte die Hände fest auf das klopfende Herz, als könne es ihm ihre Anwesenheit verraten, und erhob sich lautlos vollends vom Boden.

Sie glaubte, Artur werde vorübergehen, aber er blieb plötzlich ganz in ihrer Nähe stehen und warf einen verlorenen Blick um sich. Dicht trat er an das Flußufer heran und prüfte die Böschung mit dem Fuße.

»Hier soll es sein!« sagte er dann mit einem Ausdruck fester Entschlossenheit vor sich hin.

Sie vernahm diese Worte ganz deutlich, und wie ein Schauer flog die Ahnung von etwas Schrecklichem über sie hin.

Artur hatte einen tiefen Seufzer ausgestoßen und lehnte sich einige Minuten wie ermattet an einen Baum, dessen Zweige bis in den Fluß hinabgingen. Seine Augen umfaßten wie Abschied nehmend das friedliche Waldbild.

Dann nahm er den Hut ab und ließ ihn zu Boden fallen. Mit einem Tuch wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Ganz

deutlich sah Martha den weißen Streifen auf der Stirn, der sich scharf von dem gebräunten Gesicht abhob.

Und es zuckte ihr in den Händen, als müsse sie damit tröstend über diese sorgenvolle Stirn streichen. Ihr war zumute, als müsse sie jetzt hervortreten und ihm ein gutes Wort sagen. Aber der Gedanke, er könne sie schroff und stolz zurückweisen, hielt sie zurück.

Da sah sie, wie er sich plötzlich straff aufrichtete und ganz dicht an den Fluß herantrat, dem Wasser den Rücken zukehrend.

Unruhig und angstvoll beobachtete sie sein Tun; und dann hätte sie fast laut aufgeschrien, denn sie sah, daß er eine Pistole aus seiner Rocktasche zog und sie in der Hand wog. Aber der furchtbare Schreck lähmte ihre Zunge.

Sie sah, daß er die Pistole langsam emporhob und sie mit einem erloschenen Blick on die Schläfe setzte.

Wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, sprang sie in diesem Augenblick auf ihn zu und schlug ihm mit seinem entsetzten, dumpfen Laut die Pistole aus der Hand.

Der Schuß entlud sich und schlug in den Baumstamm, ohne jemand zu verletzen. Martha hob die Waffe hastig auf und schleuderte sie weit hinaus in den Fluß. Dann taumelte sie kraftlos zurück und lehnte sich an einen Baum.

Bleich und zitternd stand sie so und rang nach Fassung. Auch Artur war erschrocken zur Seite gewichen und stand ihr gegenüber. Wortlos und entgeistert starrten sie einander an.

Seine Brust rang in heftigen Atemzügen. Eine Mädchenhand hatte ihn gehindert, sein Leben, das wertlos für ihn geworden war, zu enden.

»Warum — warum haben Sie mir das getan?« stieß er endlich, außer sich vor Qual, hervor, die Hände vor das Gesicht schlagend.

»Das dürfen Sie nicht tun — das nicht! Es ist feig, wenn sich ein Mann aus dem Leben stiehlt. Ein Mann muß stark genug sein, dem Leben zu trotzen!« sagte sie zitternd, dem Umsinken nahe.

Jetzt erst wurde ihr klar, was sie getan hatte, und was er hatte tun wollen. Instinktiv war sie herbeigesprungen, um ihn vor sich selbst zu schützen. Das Herz tat ihr weh, daß sie ihn so elend

sah, und mit ihren Worten wollte sie ihn aufstacheln. Daß sie ihm Feigheit vorwarf, sollte ihm Mut machen.

Instinktiv fühlte sie, daß dies der stärkste Appell war an seine Männlichkeit.

Er ließ die Hände herabsinken und sah sie mit einem qualvollen Blick an.

»Was wissen Sie vom Leben? Sie sind jung, sorglos und schön: Sie können wohl kaum begreifen, daß man die Pflicht haben kann, sich selbst zu vernichten. Ich wollte nur einen richten, der das Leben verscherzt hat, wollte ein Verbrechen sühnen. Ihre schnelle Tat, die ich Ihnen nicht danken kann, hat nur hinausgeschoben, nicht verhindert, was geschehen muß!«

Sie drückte die Hände aufs Herz.

»Es gibt kein Vergehen, daß nicht durch das Leben selbst gesühnt werden kann. Der freiwillig gewählte Tod *erhöht* jede Schuld, aber er *sühnt sie nicht!*« antwortete sie mit bebender Stimme, und ihre angstvollen Augen wichen nicht von ihm. Sie blickten ihn halb zürnend, halb flehend an.

Etwas in diesem Blick griff ihm seltsam ans Herz. Er trat ihr einen Schritt näher und sah sie mit düsterem Forschen an.

»Was hat Sie dazu getrieben, sich zwischen mich und den Tod zu werfen? Wenn nun die Kugel, die für mich bestimmt war, Sie selbst getroffen hätte? Sie schlugen Ihr eigenes Leben für mich, der ich Ihnen völlig fremd bin, in die Schanze. Weshalb haben Sie das getan?«

Sie errötete jäh und sah nun sehr hilflos und mädchenhaft aus.«

»Warum? Ich weiß es nicht!« sagte sie unsicher. »Ich ruhte hier im Gebüsch von meinem Spaziergang aus: Sie bemerkten mich nicht. Aber ich — ich sah, was Sie tun wollten — und — da sprang ich ohne Besinnen hinzu, um das Entsetzliche zu verhindern!«

Er strich sich über die Stirn. So hold und lieblich stand das fremde Mädchen vor ihm — wie eine süße Lockung des schönen Lebens, das er verscherzt hatte.

»Und damit wollten Sie mich ohne weiteres verdammen zum Weiterleben? Wissen Sie nicht, daß man das Leben nur von sich wirft, wenn es wertlos geworden ist — oder wenn man der

Schande entgehen will?« fragte er tonlos.

Sie streckte wie beschwörend die Hände aus.

»War es denn so schlimm, was Sie getan haben?« fragte sie leise mit zitternder Stimme.

Eine Weile stand er in ihren Anblick versunken. Daß er ihr gestern hier im Walde begegnet war, wußte er. Aber keine Ahnung kam ihm, wen er eigentlich vor sich hatte.

Trotzdem erinnerten ihn ihre großen, schönen Augen unbestimmt an vergangene Zeiten. Aber er grübelte nicht darüber nach. Nur daß sie lieb und schön war und ihm gefiel, wie noch keine andere junge Dame, das empfand er trotz seiner verzweifelten und peinvollen Lage.

»Sie nehmen einen unverdienten Anteil an meinem Geschick, mein gnädiges Fräulein, und obwohl ich Ihnen in meiner verzweifelten Lage nicht danken kann dafür, daß Sie mich hinderten, ein Ende zu machen, so haben Sie sich doch damit ein Recht erworben, mich noch dem Grunde zu fragen.«

»So will ich Ihnen beichten, was mich in den Tod treibt — unerbittlich. Und wenn Sie es wissen, dann werden Sie sich entfernen und mich nicht mehr hindern an dem, was geschehen muß.«

Sie streckte bittend die Hände aus.

»Ja, bitte, sprechen Sie — sagen Sie mir alles!« bat sie dringend und sah flehend zu ihm auf.

Da erzählte er ihr alles. Wie eine Erleichterung war es ihm, einmal sein bedrücktes Herz auszuschütten, einmal die ganze Qual der letzten Zeit von sich wälzen zu können.

Ihm war zumute, als müsse das Sterben leichter sein nach dieser Stunde, als würden ihm all seine Sünden leichter vergeben werden. Und wie ein süßer Trost, wie ein stiller Friede kam es über ihn, als er sah, daß sie sich nicht entrüstet und verächtlich von ihm wandte, sondern ihn so lieb und teilnahmsvoll, so gütig und verzeihend anblickte.

Er hatte nur kurz berichten wollen, was er getan hatte. Unter ihren gütigen, verstehenden Augen kam aber alles aus seiner Seele hervor, was ihn je bedrückt hatte.

Er erzählte von seiner Erziehung, die ihn hochmütig und

hoffärtig gemacht hatte, von feinen Dummen-Jungen-Streichen, wie er den Juden verächtlich behandelt hatte und wie sich dieser nun rächen wolle, indem er seine Ehre preisgebe.

Er sagte ihr mit schlichten Worten, wie gerade in den letzten Monaten, seit seinem Fehltritt, eine so tiefgehende Veränderung mit ihm vorgegangen sei, wie er erst jetzt den rechten Wert des Lebens und der Menschen erkannt habe.

Auch das sagte er ihr, daß er mutig den Kampf mit der Armut ausgenommen hätte: nur die Schande vermöchte er nicht zu tragen. Als Ehrloser an den Pranger gestellt zu werden, das ertrage er nicht. Und so sei es gekommen, daß er die Pistole an die Stirn gesetzt habe.

Martha hörte ihm still und aufmerksam zu. Es war ihr ein eigenes, süßes Gefühl, daß er so offen seine ganze Seele, seine innersten Gedanken vor ihr ausbreitete. Mit einer unbegreiflichen, heißen Freude erkannte sie, daß er viel besser war, als sie immer geglaubt.

Dabei betrachtete sie voll inniger Teilnahme sein blasses, gequältes Gesicht. Und sie mußte daran denken, daß sie ihn schon einmal vom sicheren Tode errettet hatte, damals, als er beim Segeln in den Dohrmaer See gefallen war.

Wie hatte er sich da im jugendlichen Stolz dagegen empört, daß sie ihm mit ihrer Schürze das Gesicht abwaschen wollte.

Nun hatte sie ihm ein zweites Mal das Leben erhalten, und der heiße Wunsch, auch seine Ehre, seine Zukunft zu retten, erfüllte ihr Herz mit unwiderstehlicher Macht und Innigkeit. Mit herzlicher Freude erkannte sie einen Weg, um ihn zu retten. Noch unklar lag er vor ihr, aber daß sie ihn gehen wollte, ohne Rücksicht darauf, was er oder andere Menschen davon denken würden, das stand fest bei ihr.

Artur war nun zu Ende mit seiner Beichte und sagte zum Schluß:

»Nun wissen Sie alles, mein gnädiges Fräulein; wissen, daß Sie einem Fälscher und Betrüger das Leben gerettet haben. Alles habe ich Ihnen anvertraut, wie einem Beichtvater. Und ich danke Ihnen für die Teilnahme, mit der Sie einem Verlorenen zugehört haben. Aber Sie werden nun selbst sagen: er ist des Todes

schuldig!«

Sie richtete sich entschlossen hoch auf und sah ihn fest an.

»Nein, nicht des Todes — des Lebens sind Sie schuldig! Anders sollen Sie sühnen und gutmachen — mit dem Leben — nicht mit dem Tode. Werden Sie ein anderer Mensch, nehmen Sie ehrlich den Kampf mit dem Leben auf, schaffen und arbeiten Sie für sich und andere; werden Sie ein ganzer Mann!« sagte sie mit klingender Stimme.

Er seufzte tief auf.

»Wie gern wollte ich das tun; es ist ja nicht leicht, so jung das schöne Leben fortwerfen. Aber mit einem Flecken auf der Ehre kann ich nicht weiterleben. Wenn man mich schimpflich aus dem Heere stößt, bin ich gebrandmarkt für alle Zeit. Und wenn mich Veitel Samuel anklagt, wartet meiner noch Schlimmeres; ich mag es nicht aussprechen!«

Sie sah ihn mit entschlossenen, blitzenden Augen an.

»Aber noch ist Ihre Ehre rein vor der Welt, noch weiß außer mir und Veitel Samuel niemand von Ihrem Vergehen. Daß ich schweigen werde über das, was Sie mir in dieser trüben Stunde gebeichtet haben, das schwöre ich Ihnen bei meiner eigenen Seligkeit.

Und Veitel Samuel — nun, ich kenne ihn, er ist nicht so böse, als er sich den Anschein gibt. Und ich weiß, daß ich etwas bei ihm gelte. Ich habe ihm einmal etwas Gutes tun können, und er hat mir gesagt, daß er sich seit langem wünscht, mir das vergelten zu können. Ich habe bisher nie daran gedacht. Aber jetzt will ich ihn daran mahnen und will ihn bitten, mir den schrecklichen Wechsel dafür auszuliefern — vielleicht gegen einen einfachen Schuldschein.

Ich glaube, ich darf Ihnen versprechen, daß er meinen Wunsch erfüllen wird und Ihre Ehre schont. Aber ehe ich diesen Weg gehe, müssen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie dann den Kampf mit dem Leben aufnehmen werden in männlicher Entschlossenheit; Sie müssen mir versprechen, den Gedanken an den Tod ganz auszugeben. Wollen Sie das tun?«

Er hatte sie angestarrt wie ein Träumender, der das gelobte Land vor sich sieht. Nun stieg langsam dunkle Röte in sein

Gesicht, in dem eine heftige Erregung zuckte und arbeitete.

»Das wollen Sie für mich tun? Ach, wecken Sie doch keine Hoffnung in mir. Veitel Samuel wird sich nicht erweichen lassen.«

»Das lassen Sie meine Sorge sein, Also nicht wahr, Sie geben mir Ihr Ehrenwort?«

Er erfaßte ihre Hand und drückte sie im Übermaß des Empfindens an seine Lippen.

»Wenn Sie das erreichten — wenn ich leben dürfte ohne einen Makel auf meiner Ehre — mit meinem ganzen Leben wollte ich Ihnen danken. Ich wollte Ihnen beweisen, daß Sie sich nicht für einen Unwürdigen bemüht hätten. Ich wage es ja nicht auszudenken, daß ich wieder ins Leben zurückkehren darf, es lockt und sieht mich mit Ihren schönen, gütigen Augen so erbarmend und verzeihend an.

Wer sind Sie, mein gnädiges Fräulein — ein Engel des Himmels oder die gütige Waldfee, daß Sie sich eines Verlorenen erbarmen?«

Sie lächelte leise und zog errötend ihre Hand zurück.

»Wer ich bin? Fragen Sie mich nicht danach. Ich bin weder Engel noch Waldfee, sondern ein schlichtes, einfaches Mädchen. Vielleicht würden Sie stolz meine Hilfe zurückweisen, wenn Sie wüßten, wer ich bin: denn ich bin keine vornehme Dame aus Ihren Kreisen.«

»Wie sollte ich eine so gütig gebotene Hilfe zurückweisen, mein gnädiges Fräulein, selbst wenn mich die Not nicht dazu zwänge. Und wer Sie auch sein mögen, verehrungswürdig genug erscheinen Sie mir, zumal ich nicht weiß, warum Sie so gütig zu mir sind.«

»Warum? Nun, da ich Sie gehindert habe, das Leben von sich zu werfen, muß ich Ihnen doch auch helfen, es weiter zu ertragen,« antwortete sie lächelnd.

Wieder küßte er ihre Hand und sah ihr mit einem unaussprechlichen Blick in die Augen.

»Als ich Ihnen gestern im Walde begegnete, da erschienen Sie mir so hold und schön, daß ich einen Moment meine Sorgen vergaß und hinter Ihnen hersah. Ich ahnte nicht, daß ich meiner gütigen Vorsehung begegnet war. — Wann darf ich Sie

wiedersehen?«

Sie trat errötend zurück.

»Vorläufig nicht. Vielleicht wenn Sie erst wieder mit beiden Füßen fest im Leben stehen.«

»Und soll ich nichts von Ihnen hören?«

»Vielleicht doch. Aber jetzt will ich nichts darüber bestimmen. Erst will ich mit Veitel Samuel reden!«

»Und wie soll ich erfahren, ob er Ihrer Bitte Gehör geschenkt hat?«

Sie dachte eine Weile nach; dann sagte sie schnell:

»Vielleicht durch ihn selbst. Jedenfalls erhalten Sie sofort Nachricht. Gehen Sie jetzt ruhig nach Hause und erwarten Sie dort diese Nachricht. Heute werde ich Ihnen kaum noch Bescheid schicken können; aber morgen ganz gewiß.

Und machen Sie sich keine Sorge mehr darüber — ich glaube Ihnen versprechen zu können, daß noch alles gut wird. Vertrauen Sie mir!«

»O, ich will es tun, wie ich auf Gottes Güte und Barmherzigkeit vertraue,« sagte er bewegt.

»So will ich jetzt zur Stadt zurückgehen!«

Er hob die Hand, als wollte er Martha zurückhalten.

»Darf ich meine Vorsehung nicht beim Namen kennen? Nennen Sie mir wenigstens Ihren Rufnamen, wenn ich den anderen nicht kennen soll!« bat er dringend.

Sie blickte lächelnd zu ihm auf.

»Ich heiße Martha,« sagte sie schlicht.

»Dank, innigen Dank, Fräulein Martha. Darf ich Ihnen Nachricht von mir senden — o, bitte, brechen Sie nicht jede Verbindung mit mir ab. Mir ist, als müsse ein guter Stern über mir weilen, wenn ich Ihnen zuweilen von mir berichten kann.

Auch im günstigsten Falle liegt ein Leben voll Kampf und Not vor mir. »Geben Sie diesem Leben einen Wert durch das Versprechen, daß Sie sich nicht ganz von mir abwenden wollen, daß ich zuweilen von Ihnen hören werde. Jedes Wort soll mir eine Ermutigung sein!«

Martha blickte zitternd und verwirrt zu Boden.

»Ob er diesen Wunsch auch aussprechen würde, wenn er wüßte, wer Du bist?« dachte sie verzagt.

Nach einer Weile hob sie den Kopf und sah ihn an mit einem Blick, der ihm das Herz seltsam bewegte.

»Wenn Sie mir schreiben wollen, — Veitel Samuel wird mir Ihre Briefe überbringen, wenn Sie ihn darum bitten!«

»Und ich darf zuweilen eine Antwort erhoffen — wenn sie auch nur in einer kurzen Zeile besteht?«

Sie nickte hastig, ohne zu antworten. Er drückte ihre Hand innig an seine Lippen.

»Ich danke Ihnen — danke Ihnen tausendmal!«

Sie zog verwirrt ihre Hand zurück.

»Aber nun muß ich gehen. Sicher werde ich zu Hause schon mit Unruhe erwartet, und der weite Weg liegt vor mir!«

»Darf ich Sie nicht begleiten?« bat er.

Aber sie sehnte sich, mit ihren widerstreitenden Gefühlen allein zu sein.

»Nein, nein, ich danke Ihnen: aber ich möchte allein gehen. Es könnte uns doch zufällig jemand aus der Stadt begegnen.

Er verbeugte sich.

«Verzeihen Sie, daran dachte ich nicht. Sie wohnen in der Stadt, nicht wahr?«

»Ja! Und nun leben Sie wohl. Und vergessen Sie nicht — ich habe Ihr Wort, daß — nun — daß Sie Samuel erwarten!«

Er neigte das Haupt.

»Sie haben mein Wort. Leben Sie wohl, und heißen, heißen Dank. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen denselben je durch die Tat beweisen kann. Aber nie werde ich diese Stunde vergessen. In meinem Herzen will ich Sie verehren wie eine gütige Fee. Leben Sie wohl, Fräulein Martha.«

Sie nickte ihm nur noch einmal stumm und freundlich zu. Sprechen konnte sie nicht mehr. Sie war zu Ende mit ihrer Selbstbeherrschung.

Eilig ging sie davon, und als sie aus seiner Nähe war, liefen ihr die Tränen über die Wangen.

Die furchtbare seelische Erregung der letzten Stunde machte

sich auf diese Weise wohltätig Luft.





8. Kapitel.

Die neue Gutsherrn.

Artur von Dohrma sah hinter ihrer Erscheinung her wie gebannt.

Erst als sie verschwunden war, lehnte er sich mit verschränkten Armen an den Baum und starrte hinaus auf den Fluß. Auf dem Grunde des Flusses lag sein Revolver, den Martha hinüber geschleudert hatte.

Wenn sie nicht dazwischen gekommen wäre — dann war er jetzt ein toter Mann. Mit zerschmettertem Schädel wäre er wohl in den Fluß gestürzt, und die Wellen hätten ihn ein Stück fortgetragen — bis man ihn gefunden hätte.

Er schauerte zusammen.

Seit Marthas helle Lichtgestalt verschwunden war, fielen wieder dunkle, drohende Schatten auf sein Gemüt. In ihrer Gegenwart, unter dem warmen Blick ihrer guten Augen war ihm alles leicht und erträglich erschienen. Ihre sanfte, klare Stimme hatte sein Herz mit Hoffnung erfüllt.

Es erschien ihm nicht unmöglich, daß noch alles gut werden könnte.

Jetzt schalt er sich töricht. Das liebe, junge Geschöpf hatte ihm wohl in seiner Angst, daß er das Schreckliche doch tun werde, allerlei versprochen, um ihm Mut einzuflößen. Aber war es nicht ganz unwahrscheinlich, daß der Jude aus sie hören würde?

Was konnte sie für ihn tun? Er rief sich ihre Worte, ihre lieben, klaren Augen ins Gedächtnis zurück. Wie sonderbar, daß er mit diesem Mädchen so rückhaltlos gesprochen, ihr sein ganzes Empfinden offenbart hatte.

»Als wäre sie mir seit Jahren vertraut und bekannt,« sagte er plötzlich leise vor sich hin.

Und ihm war auch so zumute, als kenne er sie schon lange.

Dabei kam ihm aber keine Ahnung, daß er sie wirklich seit seinen Kindertagen kannte. Wie hätte er auch denken können, daß das einstige Gänsemädchen und die elegante, junge Dame, die sich so gewählt auszudrücken — verstand, eine Person sei!

Wieder verlor er sich in düsteres Sinnen. Aber endlich richtete er sich mit einem tiefen Atemzug auf.

»Wie es auch sei, ich habe ihr mein Wort gegeben, auf Veitel Samuel oder eine Nachricht von ihr zu warten. Dies Wort will ich halten.« dachte er.

Dann hob er seinen Hut auf und ging langsam nach Hause zurück.

Erst als er dem Dohrmaer Herrenhause ganz nahe gekommen war, dachte er daran, was er seinen Eltern hatte antun wollen. Wie würden sie die Kunde von seinem Tode aufgenommen haben? Und wie würde es der Mutter gehen? Wenn sie nun inzwischen die Augen für immer geschlossen hatte? Konnte ihr Tod nach dem Ausspruch des Arztes nicht stündlich eintreten? Dann hatte er nicht einmal Abschied von ihr genommen.

Aber er hatte sich ja ohne jeden Abschied aus dem Leben schleichen wollen. Vielleicht hätte dann die Nachricht von seinem Tode der Mutter die letzte schwache Lebenskraft geraubt.

Er atmete tief und schwer. Es war doch besser, die Mutter schloß die Augen, ehe das Verhängnis hereinbrach.

Als er sich dem Hause näherte, erschien ihm alles seltsam still und ruhig. Da flogen seine Augen zum Fenster des Zimmers hinauf, in dem das Krankenbett der Mutter stand.

Er erschrak plötzlich, als sei ein scharfer Riß durch sein Herz gegangen. Die Fenster standen alle weit geöffnet. Er strebte voll Unruhe ins Haus. Auf der Diele kam ihm der Vater in müder, gebrochener Haltung entgegen.

»Deine Mutter ist soeben verschieden, mein Sohn — ich soll Dir ihren Segen bringen,« sagte er matt, mit heiserer Stimme.

Und dabei sah er ihn an, als wollte er sagen: »Nun wird das Verhängnis vollends über uns hereinbrechen!«

Artur faßte ihn unter dem Arm und gelobte sich im stillen, den Vater nicht zu verlassen und seine jungen Kräfte für ihn einzusetzen, wenn ihn Veitel Samuel schonen und seine Ehre

nicht preisgeben würde.

Sie schritten die Treppe hinauf in das Sterbezimmer der Frau von Dohrma.

Vor der Tür stand schweigend die Dienerschaft mit der Mamsell und Johannes Spiegel. Dieser trat auf die beiden Herren zu und sagte, seinen Kopf hin und her duckend:

»Wir kondolieren herzlich,
Der Trauerfall ist schmerzlich.«

Dabei machte er ein ehrlich betrübtes Gesicht. Er wußte ja auch von Veitel Samuel, daß mit dem Tode der gnädigen Frau jede Rücksicht schwinden würde.

Herr von Dohrma schüttelte den Kopf.

»Können Sie auch in dieser Stunde Ihre Reimereien nicht lassen, Spiegel?«

Der Sekretär machte ein hilfloses, unbehagliches Gesicht, schluckte einige mal krampfhaft und stieß dann hervor:

»Wenn mich erst selber wird der Tod erfassen,
Dann kann ich leider erst das Dichten lassen.«

In aller Not und Trauer mußten die Herren lächeln über den schnurrigen Kauz.

»Na, dann dichten Sie in Gottes Namen weiter!« sagte Moritz von Dohrma resigniert.

Mamsell weinte ein paar Tränen, und die Dienstboten quälten sich, traurige Gesichter zu machen.

Im Grunde jedoch betrauerte keiner von ihnen die verstorbene Gutsherrin. Sie hatte ihr ganzes Leben lang stolz und hochmütig über diese Menschen hinweggesehen, hatte weder in Freud noch in Leid Teilnahme für sie gezeigt. Nun erweckte ihr Tod auch keine ehrliche Trauer.

Nur Johannes Spiegel war wirklich betrübt, weil er wußte, was nun für seinen Herrn kommen mußte.

Für sich selbst brauchte er nicht zu sorgen. Veitel Samuel hatte ihm und der Mamsell bereits zugesichert, daß sie ihre Stellungen behalten würden, aber um seinen Herrn und den Junker sorgte sich der gute Mensch.

Martha Berger war mit schnellen Schritten zur Stadt zurückgegangen. Es war spät geworden, und Frau Doktor würde gewiß schelten, daß sie so lange ausblieb.

Aber Martha dachte nur flüchtig daran. Ihre Gedanken weilten bei Artur von Dohrma und dem, was sie zu seiner Rettung tun konnte. Zuweilen drückte sie die Hände ans Herz und dachte:

»Lieber Gott, ich danke Dir, daß Du mich in seine Nähe führtest, als er das Schreckliche tun wollte. Nun hilf mir auch, sein Leben wieder in ruhige Bahnen zu leiten!«

Noch einmal durchlebte sie im Geiste die letzte Stunde. Ein namenloses, unergründliches Weh hatte sie erfaßt, als sie ihn so elend und gebrochen sah. Wie gern hätte sie ihm die demütigende Beichte erspart. Und doch erfüllte sie jedes Wort, das er sprach, mit inniger Freude, denn sie erkannte daraus, wie sehr er sich zu seinem Vorteil verändert hatte.

Und als er dann so liebe, dankbare Worte zu ihr sprach, als er ihre Hand küßte und sich gegen sie benahm, als sei sie eine Dame seines Standes, da war ihr zumute gewesen, als hätte sich ihr einstiger Märchentraum erfüllt.

Sie sagte sich zwar, daß er doch wohl anders gewesen sein würde, hätte er gewußt, daß sie das einstige Gänsemädchen war. Aber für eine kurze Stunde hatte sie doch wie gleichberechtigt neben ihm gestanden; der Gedanke machte sie trotz allem glücklich.

Daß sie ihn retten mußte, um jeden Preis, das stand fest bei ihr.

Was half es ihm, daß sie ihn am Sterben gehindert hatte, wenn sie ihm seine Ehre nicht erhalten konnte? Er würde nur die Qual noch ein zweites Mal durchkosten müssen, denn er würde ein Ende machen, wenn es ihr nicht gelang, Samuel zur Schonung zu bewegen.

Warum sie eine so starke Teilnahme für ihn fühlte, darüber grübelte sie jetzt gar nicht nach, darüber gab sie sich keine Rechenschaft.

Sie tat nur, was sie tun mußte, wozu ihr Herz sie gebieterisch trieb. Und sie war überzeugt, daß ihr eigenes Leben glücklos und zerstört sein würde, wenn es ihr nicht gelang, ihn zu retten.

Sie brauchte auch gar nicht erst nach einem Grunde für ihre

Teilnahme zu suchen, denn sie glaubte, diese entspringe einem Gefühl der Dankbarkeit für Arturs Vater.

Hatte dieser sie nicht in Dohrma aufgenommen, als kein Mensch der Verlassenen eine Heimat bieten wollte? Das war für ihr edles, gutes Herz Grund genug zur Dankbarkeit.

Sie dachte nicht daran, daß sie von Anfang an hatte arbeiten müssen, um ihr Brot zu verdienen, und daß Herr von Dohrma im Grunde wenig genug für sie getan hatte. J Es war für einen Charakter wie den ihren selbstverständlich, ihre Dankbarkeit zu bezeugen.

Oder hätte sie ruhig zusehen sollen, wie sich Artur von Dohrma erschoss, hätte sie feige nur an sich denken sollen?

Nein, das wäre ihr ebenso unmöglich gewesen, als ihn nun, nachdem er ihr gebeichtet hatte, seinem Schicksal zu überlassen. Und wenn Artur von Dohrma noch zehnmal hochmütiger gewesen wäre, wenn er ihr das größte Leid angetan hatte, sie wäre dennoch jetzt für ihn eingetreten.

Eine stille Freudigkeit erfüllte ihre Seele, daß sie ihm zum zweiten mal hatte das Leben retten können, und daß sie jetzt reich und unabhängig genug war, um ihm weiterhelfen zu können aus irgend eine Weise. Jetzt erst hatte ihr Reichtum den rechten Wert für sie.

Darüber, wie sie ihm helfen konnte, grübelte sie angestrengt nach, und als sie die Stadt erreicht hatte, da hatte sie sich einen Plan ausgedacht, der ihr gut und durchführbar erschien.

In der Nähe des Pensionates begegnete sie Gottfried Thomas.

Sie hatte ihn einige Wochen nicht gesehen, und wieder fiel ihr sein lächerliches Aussehen auf.

Er hatte sich wieder ganz unglaublich herausgeputzt, trug einen weiß und blau gestreiften Anzug, rote Schuhe, eine grasgrüne Krawatte und einen mit lila Band geschmückten Panama.

Aufgeregt mit dem Spazierstock gestikulierend, kam er auf sie zu.

»Es ist gut, daß ich Dich treffe, Martha. Ich war eben bei Frau Dr. Ziegler, um Dich aufzusuchen, und hörte, daß Du spazieren gegangen seist. Zu dumm von Dir, daß Du immer herumrennst, wo Du doch fahren kannst. Na ja, Du mußt das Vornehmsein erst

lernen.«

Martha lächelte.

»Mancher lernt das nie, Gottfried Aber nun sagt mir doch, weshalb Du mich besuchen wolltest. Du läßt Dich jetzt so selten sehen, so daß ich annehmen muß, daß Dich wohl ein besonderer Grund zu mir führte«

»Hm — na ja — siehst Du, Martha, meine Freunde lassen mir so wenig Zeit — ich sage Dir, sie reißen sich um mich. Ja, wahrhaftig — Du glaubst nicht, wie beliebt ich bin. Na ja, man ist doch wer.

Aber was ich sagen wollte — ja — ich kam nämlich mit einer Bitte zu Dir. Ich habe all mein Geld in großartigen Unternehmungen angelegt — ja, wirklich, ganz großartig. Zehnfacher Gewinn ist mir sicher — in zwei Jahren bin ich Millionär.

Du bist ja schön dumm, daß Du Dein Geld dem Juden gegeben hast!«

»Laß das nur ruhen, Gottfried, daran ist nichts zu ändern. Und nun sag' mir Deine Bitte — ich bin etwas eilig, man erwartet mich daheim!«

»Ja, ja, also was ich sagen wollte — weißt Du, ich bin momentan ein bisschen in Verlegenheit, weil ich all mein Geld angelegt habe. Und siehst Du — gerade jetzt, wo mein Freund, der Baron, zwanzigtausend Mark von mir haben möchte, um seine Besitzung zu vergrößern — diese Besitzung lag übrigens auf dem Mond, wie alle, die Gottfrieds »Freunden« gehören sollten — ja, zehn Prozent soll ich daran verdienen, famos, nicht?

Aber ich hab' das Geld jetzt nicht flüssig. Daß er es kriegen soll, hab' ich ihm natürlich versprochen. Ist ja ne Kleinigkeit für 'nen reichen Mann, wie ich es bin! Also nicht wahr, Du bist so freundlich und borgst mir die zwanzigtausend Mark? Sollst natürlich auch was dran verdienen!

Du dauerst mich, daß Du nicht so schlau bist, wie ich. Die lumpigen Prozente, die Dir der Jude gibt — bah. Also soll ich gleich mitgeben, um mir das Geld zu holen?«

Martha schüttelte ernst den Kopf.

»Nein, Gottfried, selbst wenn ich das Geld gleich zur Hand

hätte, was ja nicht der Fall ist, würde ich es Dir nicht geben. Ich jage ja nicht größerem Reichtum nach und bin zufrieden mit meinen sicheren Zinsen. Du wirst Dich ruinieren, Gottfried, das kann ich Dir sagen. Sei doch nicht gar so schrecklich leichtgläubig. Deine sogenannten Freunde sind Glücksritter und Schmarotzer. Veitel Samuel kennt sie zur Genüge und hat Dich gewarnt, als es noch Zeit war.

Ich fürchte, Du hast Dich schon zuviel mit ihnen eingelassen und wirst es bitter bereuen!«

Er lachte schallend auf.

»Bah — Du beneidest mich nur um meine vornehmen Bekanntschaften. Was Du da faselst, ist Unsinn, plapperst es nur dem Juden nach. Sei doch gescheit: und nicht wahr, aus alter Freundschaft gibst Du mir die zwanzigtausend Mark?«

Martha schüttelte energisch den Kopf.

»Nein, Gottfried, das werde ich nicht tun. Ich könnte es auch gar nicht. Solche Summen könnte ich ohne Herrn Samuel gar nicht abheben. Und der würde es mir nicht auszahlen zu diesem Zweck, dazu verwaltet er mein Geld zu gewissenhaft.«

Wieder lachte Gottfried höhnisch und sagte:

»Bist Du aber dumm, läßt Dir so die Hände binden, daß Du nicht mit Deinem Gelde machen kannst, was Du willst!«

»Nicht so ohne weiteres wenigstens: das will ich auch gar nicht. Ich bin zu jung und unbesonnen, und brauche Samuels guten Rat oft sehr nötig,« erwiderte Martha ruhig und fuhr dann fort: »Samuel hat immer gut für mich gesorgt und gedacht. Du aber wirtschaftest sehr, sehr unklug.

»Jawohl Gottfried, ich muß Dir das mal sagen aus alter Freundschaft, Du wirfst Dein Geld in ein Faß ohne Boden. Die falschen Freunde betrügen Dich darum und nützen Deine Gutmütigkeit aus. Wenn Du es so weitertreibst, dann bist Du in zwei Jahren nicht Millionär, sondern hütest wieder die Schafe.

Ach, Gottfried, was hat das Geld aus Dir gemacht. Früher, als Du noch der einfache Schäfer warst, hatten alle Menschen Respekt vor Dir, jetzt — nun, jetzt wirst Du zum Gespött und merkst es nicht einmal!«

Thomas rückte unbehaglich an seiner Krawatte. Für einen

Moment hatten Marthas Worte seine Sicherheit etwas erschüttert. Aber seine Torheit gewann schnell wieder die Oberhand. Und zugleich spielte er sich auf den Gekränkten aus.

»Gut, gut — wenn Du nicht willst, dann laß es man bleiben. Du läßt Dir einen sicheren Gewinn entgehen. Na — und freundschaftlich ist Dein Benehmen auch nicht — grade. Das Geld verschaffe ich mir schon; ich kann ja eine Hypothek auf mein Haus nehmen!«

Martha rüttelte ihn am Arm.

»Aber Gottfried, das wirst Du doch nicht tun, so töricht wirst Du doch nicht sein. Denk doch nur, wo das hinführen soll. Höre doch nicht auf die Menschen, die Dein Verderben wollen, sondern auf die, welche es wirklich gut mit Dir meinen!«

Er schüttelte aber störrisch ihre Hand ab.

»Laß mich zufrieden mit Deinen Ratschlägen — Du — die brauch' ich nicht. Willst wohl gar klüger sein als ich, he? Du hast Dich ja von dem Juden dumm machen lassen. Na, meinerwegen: aber auf Deine Freundschaft pfeif' ich, daß Du es nur weißt — adieu!«

Er rückte wütend an seinem schönen, teuren Panama und ließ sie stehen. Martha blickte ihm besorgt nach.

»Armer, törichter Gottfried, Du wirst nicht eher klug werden, als bis Du all Dein schönes Geld verloren hast,« dachte sie.

Aber dann setzte sie ihren Weg mit doppelter Eile fort.

Frau Dr. Ziegler empfing sie mit vorwurfsvollem Blick.

»Aber Kindchen, solange dürfen Sie nicht ausbleiben. Ich war in großer Sorge um Sie.«

Martha streichelte begütigend ihre Hand.

»Nicht böse sein, liebe Frau Doktor, bitte, bitte; es soll nicht wieder vorkommen. Ich hatte mich im Wald verspätet, und dann hielt mich Gottfried Thomas noch unterwegs auf!«

»Ja, er war hier. Aber nun kommen Sie und trinken Sie eine Tasse Kaffee.«

Martha umfaßte schmeichelnd ihren Arm.

»Jetzt nicht, liebe Frau Doktor, ich muß gleich noch einmal zu Herrn Samuel in einer ganz wichtigen Angelegenheit. Ich wollte Ihnen nur erst sagen, daß ich zurück hin, damit Sie nicht in Sorge

sind.«

Frau Dr. Ziegler strich Martha mütterlich das Haar aus der erhitzten Stirn und sah sie besorgt an.

»Kindchen, Sie wollen doch keine Torheit begehen? Herr Thomas faselte mir da so allerhand von einem Darlehen, um das er Sie bitten wollte. Da lassen Sie ja Ihre Finger davon. Dem Manne ist nicht mehr zu helfen, der läuft ja mit offenen Augen dem Untergang entgegen!«

Martha schüttelte lächelnd den Kopf.

»Unbesorgt, Frau Doktor, von mir bekommt er nichts. Das würde mein treuer Ratgeber, Herr Samuel, gar nicht dulden. Aber in einer anderen Geldangelegenheit muß ich ihn jetzt gleich sprechen. Sie beurlauben mich noch ein Stündchen; bitte, bitte!«

»Was soll denn aber heute mit dem Lernen werden, liebe Martha?«

»O, ich hole alles nach, Frau Doktor, ganz gewiß!«

»Nun denn, wenn Sie unbedingt gehen müssen, dann meinerwegen. Aber eine Tasse Kaffee müssen Sie schnell erst nehmen und ihr Stück Kirschkuchen dazu essen, solange wird es schon Zeit haben; ich bestehe darauf.«

Martha mußte ihr den Willen tun, aber sie beeilte sich sehr. Der Boden brannte ihr unter den Füßen.

Sie atmete wie erlöst auf, als sie wieder hinaus konnte, und schritt schnell durch die Straßen nach Veitel Samuels Haus.

*

Zum Glück war Veitel Samuel zu Hause.

Er saß in etwas unzufriedener Stimmung in seinem Geschäftszimmer. Er hatte ein unbehagliches Gefühl nicht los werden können, seit Artur von ihm gegangen war.

Ganz leise war die Sorge an ihn herangekrochen, daß der Junker in seiner Verzweiflung einen Schritt tun könnte, der nie mehr gutzumachen sei. Und er wußte, daß er dies mit einem Worte hätte verhüten können.

Seit er seine Rache genommen hatte, war der Haß gegen Artur bedeutend gemildert worden.

Seine Unruhe war immer stärker geworden, und er ging gerade

mit sich zu Rate, ob er nach Dohrma hinaus telefonieren sollte, um zu erfahren, daß der Junker wohlbehalten daheim weilte, als Martha eilig bei ihm eintrat.

Seinen scharfen Augen entging nicht, daß sie sehr erregt war, und daß Ungewöhnliches sie zu ihm führte.

»Was ist geschehen, Fräulein Marthchen? Sie sehen aus, als hätten Sie gehabt e' große Aufregung!«

Martha ließ sich erschöpft in einen Stuhl fallen und atmete tief auf.

»Ja, lieber Herr Samuel, es ist so, wie Sie sagen. Ich komme zu Ihnen mit einem Herzen voll Sorge und Aufregung.«

»Gott soll hüten, Kindchen, reden Sie; was ist geschehen?« fragte Samuel unruhig.

Martha strich sich über die Stirn.

»Ohne Umschweife will ich's Ihnen sagen. Ich war draußen im Walde, auf dem Wege nach Dohrma. Weil ich müde war, hielt ich Rast, in einem Gebüsch versteckt. Und als ich gerade wieder ausbrechen wollte, da kam Junker Artur von der Stadt her.

Ich blieb in meinem Versteck, weil ich ihm nicht begegnen wollte. Ganz dicht kam er heran, ohne mich zu sehen. Ach, lieber Herr Samuel, warum waren Sie so s hart zu ihm?«

Samuel fuhr auf und stützte sich erschrocken auf seinen Schreibtisch.

»Sie haben gesehen den Junker von Dohrma? Heute Nachmittag?«

»Ja.«

»Na — und?«

Es lag eine unruhige Frage in seinen Augen.

Martha sah mit einem ernsten, vorwurfsvollen Blick zu ihm auf.

»Und? — Nun, wenn mich nicht ein glücklicher Zufall in seine Nähe führte, dann wäre er jetzt *tot!*«

Samuel sprang entsetzt auf.

»Gott der Gerechte!«

»Ja, Herr Samuel! Ihre Härte hätte ihn in den Tod getrieben. Ich will mich kurz fassen: er hatte schon den Revolver an die Stirn gesetzt — er wollte sich erschießen.

Im letzten Moment konnte ich noch hinzuspringen und den Revolver fortschleudern. Jetzt liegt die Waffe im Fluß; ich habe sie hineingeworfen!«

Der Jude fuhr sich mit beiden Händen an den Kopf.

»Gott der Gerechte, was e' rabiater Mensch!« rief er erschrocken Martha holte tief Atem.

»Lieber Herr Samuel — er hat mir nachher alles gebeichtet, ich weiß alles, auch das von dem gefälschten Wechsel. Ganz verzweifelt war er, daß ich ihn am Sterben gehindert hatte, und die Erregung nahm ihm alle Scheu. Alles erzählte er mir, um mich zu überzeugen, daß er sterben müsse.

Erkannt hat er mich nicht, wir haben uns ja seit langen Jahren nicht gesehen. Eine Fremde glaubte er vor sich zu sehen, und weil ich mich zwischen ihn und den Tod gedrängt hatte, da erzählte er mir alles. Und er ist so voll Reue und Zerknirschung, er schämt sich, daß er Sie als Knabe gekränkt hat und machte Ihnen nicht den kleinsten Vorwurf, daß Sie ihn nicht schonen wollten.

Er ist so ehrlich betrübt, daß sein Hochmut und Leichtsinn ihn zu allerlei Torheiten verleiteten, und wäre glücklich, alles wieder gut machen zu können. Aber ohne Ehre kann er nicht weiterleben. — — Und Sie hatten kein Erbarmen mit ihm, Sie wollten ihm wirklich seine Ehre nehmen?«

Samuel rückte sein Käppchen unbehaglich hin und her und sah unsicher in die großen, ernsten Mädchenaugen.

»Wie heißt Ehre nehmen? Hat er sich nicht genommen selber seine Ehre, als er hat gefälscht den Wechsel?«

»Es war eine Unbesonnenheit Er wollte ja den Wechsel selbst bezahlen und wußte damals noch nicht, wie schlecht es um Dohrma stand. Er hoffte das Geld von seinem Vater zu erhalten. War das nicht vielmehr eine Torheit, als eine Schlechtigkeit? Deshalb treibt man doch keinen Menschen in den Tod!«

Samuel schritt ganz erregt einige mal im Zimmer auf und ab.

Da erhob sich Martha und legte ihre Hand leise auf seinen Arm.

»Lieber Herr Samuel, Sie sind ja gar nicht so böse, als Sie sich den Anschein geben. Ich weiß, es tut Ihnen nun selbst leid, nicht wahr? Wissen Sie noch, daß Sie sich gewünscht haben, mir einmal einen großen Gefallen erfüllen zu können, weil ich damals

Ihren Sohn gegen die Steinwürfe schützte?

Nun, für mich hätte ich Sie nicht daran erinnert; aber jetzt geht es um ein Menschenleben, und deshalb bitte ich Sie, so sehr ich kann: geben Sie mir den bösen Wechsel und nehmen Sie die Summe dafür von meinem Gelde!«

Samuel blickte sie forschend an.

»Sie wollen bezahlen den Wechsel?«

»Ja, ja!«

»Und warum? Warum kommen Sie überhaupt, zu bitten für den Junker, der doch nie gehabt hat e' gutes Wort für das Gänsemädchen?«

Martha errötete jäh.

»Aber sein Vater hat mir in Dohrma eine Heimat gegeben, als ich obdachlos war. Soll ich ruhig zusehen, wie sein Sohn als Selbstmörder endet?«

Samuel ging wieder aus und ab; dann blieb er vor ihr stehen.

»Hab' ich nicht gesagt, daß Sie sind e' schlechter Umgang, e' gefährlicher Umgang for e' Geschäftsmann? Sie machen weich die Herzen — viel zu weich. Ja, e' gutes Kind sind Sie, e' tapferes Kind; Sie sind e' leibhafter Engel — und der Veitel Samuel schämt sich vor Ihnen.

Ja, er schämt sich, daß er is gewesen in seinem Groll und Ärger e' Unmensch. Und Sie sollen haben den Wechsel — ich will nicht, daß der Junker macht e' neue Dummheit mit dem Schießgewehr. Wenn auch das eine liegt im Fluß — es wird geben noch mehr davon in Dohrma!«

Martha faßte ihn aufjubelnd um den Hals und gab ihm ohne Umstände einen herzhaften Kuß.

»Ich wußte es ja, Sie sind nicht so böse, als Sie scheinen wollen!«

Er strich sich schmunzelnd den Bart.

»Hab' ich mein Lebtag nie gekriegt e' Kuß, der mir hat geschmeckt besser als dieser.«

Martha zog ihn hastig an den Schreibtisch heran.

»Damit ist aber nun meine Mission noch nicht erfüllt, lieber Herr Samuel. Ich habe mir fest vorgenommen, dem Junker auch sonst

noch zu helfen — ihm und seinem Vater. Und dazu müssen Sie mir helfen mit Rat und Tat. Nicht wahr, für die beiden Herren bleibt nichts — rein gar nichts, wenn Sie Ihre Forderungen geltend machen?«

»Nein — nichts, als was sie tragen können auf Ihrem Leibe!«

»Und wie hoch belaufen sich Ihre sämtlichen Forderungen?«

»Alles in allem werden Sie sich belaufen auf rund zweimalhunderttausend Mark!«

Martha preßte in freudiger Erregung die Hände zusammen.

»Ach — nicht mehr? Wirklich nicht mehr? Ich könnte also Dohrma kaufen, wenn ich wollte?«

Samuel starrte sie verdutzt an. Und sofort faßte er dann ihre Worte vom rein geschäftlichen Standpunkt auf.

Sollte er hier überraschenderweise einen Käufer für das Gut finden?

Das wäre nicht übel — ganz gewiß nicht.

Samuels Augen blitzten unternehmungslustig Langsam, wie überlegend, sagte er nach einer Weile:

»Sie könnten kaufen das Gut, gewiß. Und Sie könnten noch hineinstecken so e' zwanzig bis dreißigtausend Mark, um es zu machen flott und ertragsfähig, so daß sich verzinste Ihr Kapital auf eine solide, anständige Weise.

Es wäre nicht die schlechteste Kapitalanlage so wahr mir Gott helfe in meiner letzten Stunde. Denn Sie würden nicht unsinnig verbrauchen Geld und wieder Geld, wie der Herr von Dohrma. Sie würden nicht verlangen, daß das Gut abwirft soviel, als wenn Sie hereingesteckt hätten e' Million!

Aber da is e' Punkt, der will sehr wohl bedacht sein. Auf so e' Gut gehört e' Herr, der das Wirtschaften versteht!«

Martha atmete schnell; sie sagte:

»Nun, wenn Sie das Gut übernehmen würden, was würden Sie dann tun? Sie verstehen sich doch noch weniger auf die Landwirtschaft als ich!«

Samuel rückte an seinem Käppchen Er schmunzelte listig.

»Was ich würde tun? Nu, Sie sollen es hören« Ich würde übergeben die Bücher und die schriftlichen Geschäfte dem Herrn

Johannes Spiegel. Gott soll hüten — er is meschugge mit seinen Reimereien, aber e' tüchtiger, zuverlässiger Mensch! Auch die Mamsell würde ich lassen auf ihrem Posten. Is ebenfalls e' ehrliche und fleißige Person! Und dann würde ich anstellen e' tüchtigen Verwalter, der seine Sach' versteht. Hätte schon einen in Aussicht — aber weiß ich, ob er will Verwalter spielen beim Veitel Samuel?«

Martha nickte lebhaft.

»Sehen Sie, so könnte ich das auch machen, genau so. Wie heißt denn der Verwalter—, den Sie in Aussicht genommen haben?«

Samuel lächelte fein und sagte:

»Na — wie wird er heißen? Moritz von Dohrma — wird er heißen!«

»Unser gnädiger Herr?« wiederholte Martha vor Freude strahlend.

»Nu, er wird dann nicht mehr sein e' gnädiger Herr, sondern e' armer Schlucker, der sich wird verdienen müssen sein Brot! Und warum soll er es sich nicht verdienen in Dohrma? Er is e' tüchtiger Landwirt, wie man ihn suchen kann mit der Laterne, wenn er auch is gewesen e' leichtsinniger Spieler.

Er wird nicht mehr spielen, wenn er nicht mehr verfügen kann über die Kasse, die verwalten wird der Herr Sekretär, und wenn er muß Rechnung ablegen über jeden Halm, dann wird es geben keinen besseren Verwalter für Dohrma, als ihn. Und keiner kennt so genau den Boden, keiner kann herausholen mehr als er. Nu, und außerdem wird et geschützt sein vor Not — das hat sich der Veitel Samuel längst bedacht, denn er is kein Halsabschneider, der sich nicht kümmert um das Schicksal der Menschen, mit denen er hat gemacht manch' gutes Geschäft!«

Martha drückte ihm in ihrer Herzensfreude die Hände so fest, daß er eine komische Grimasse schnitt.

»Ach, das ist gut, das ist lieb von ihnen. O, ich habe ja gewußt, daß Sie ein guter, braver Mensch sind. Und nun hören Sie mich an, Herr Samuel. Ich will Dohrma kaufen, und es soll alles so werden, wie Sie so klug bedacht haben. Nur eins will ich noch hinzufügen: für Junker Artur muß sich auch noch ein Posten

finden in Dohrma, wo er schaffen und arbeiten kann. Offizier kann er doch nicht bleiben, dazu ist er ja zu arm, nicht wahr?«

Samuel blickte sie wieder ganz eigentümlich forschend an.

»Sie haben recht, er wird nehmen müssen so oder so den Abschied. Und er wird froh sein, wenn er findet e' Unterkommen als Eleve auf dem Gute. Da kann er helfen seinem Vater und kann lernen, e' tüchtiger Landwirt zu werden und e' einfacher, rechtschaffener Mensch. Hat er doch gehabt jetzt e' harte Lehre. Nu — und wenn Sie kaufen wollen das Gut — soll mir recht sein, wenn ich habe 'n Käufer und kann kommen zu meinem Gelde. Und der Herr von Dohrma und der Junker — nu, sie können sein jetzt dankbar ihrem einstigen Fräulein Gänsemagd!«

Martha fuhr erschrocken auf.

»O nein — um Gottes willen nicht, die beiden Herren dürfen nicht erfahren, daß ich das Gut gekauft habe. Sie müssen das so einrichten, lieber Herr Samuel, daß sie es nicht merken. Es wird ja doch alles durch Ihre Hände gehen und kein Mensch braucht vorläufig zu wissen, daß ich die Besitzerin von Dohrma bin.

Sie schieben einfach irgend einen anderen Käufer vor und übernehmen nach wie vor meine Geschäfte und Abrechnungen. Wollen Sie das tun?«

Samuel schmunzelte.

»Haben Sie schon erlebt, daß der Veitel Samuel is aus dem Wege gegangen 'n guten, soliden Geschäft? Und wenn ich kann tun nebenbei e' gutes Werk, was mir nicht kostet e' Pfennig — soll ichs nicht tun? Ich werde es tun und werde vertreten Ihre Interessen so gut, wie die meinen. Aber warum wollen Sie sich nicht bekennen als die neue Herrin von Dohrma?«

Martha wurde sehr rot.

»Ich? Nun, ich möchte — sehen Sie, Herr Samuel — es würde die beiden Herren doch zu sehr demütigen, von ihrem ehemaligen Gänsemädchen abzuhängen!«

Samuel strich sich langsam über seinen Bart.

»Nu, es würde nicht schaden, wenn e' bisschen geduckt würde ihr Hochmut!«

Das junge Mädchen schüttelte eifrig den Kopf.

»Nein, nein, ich will das nicht. Ganz aus dem Spiele will ich

bleiben. Bitte, lieber Herr Samuel, richten Sie alles so ein, wie ichs haben will!«

Er lächelte und erwiderte hierauf:

»Wenn Sie angucken den Veitel Samuel mit so blanken Guckerln, wie kann er dann widerstehen? Gut, es soll alles geschehen nach Ihrem Wunsch!«

»Ich danke Ihnen tausendmal; und nicht wahr, gleich morgen früh gehen Sie nach Dohrma hinaus, heute ist es doch schon zu spät, und besprechen alles mit den beiden Herren. Vor allen Dingen aber bringen Sie dem Junker den verhängnisvollen Wechsel zurück!«

»Gut, werd' ich hinausgehen morgen mit dem Frühesten, werd' ich mich setzen auf den Milchwagen, daß ich komme schnell hinaus. Und was wollen Sie haben für e' Sicherheit über die dreitausend Mark für den Wechsel?«

»Ich brauche keine Sicherheit, oder wenn es sein muß, ein einfacher Schuldschein genügt. Bitte, geben Sie mir den Wechsel und ein Kuvert und einen Bogen Briefpapier!«

Schweigend trat Samuel an den Schreibtisch und legte das Gewünschte vor sich hin. Martha riß mit raschem Griff den Wechsel mitten durch. Nun aber ergriff sie die Feder und schrieb auf den Briefbogen:

»Nun ist alles wieder gut! Ich lege Ihnen den Wechsel bei, damit Sie ihn selber vollends vernichten können. Er ist bezahlt und Sie können mir die Summe zurückerstatten, wenn Sie nach Jahren in bessere Verhältnisse gekommen sind.

Zu danken brauchen Sie mir nicht, ich habe Sie ins Leben zurückgezwungen und wollte Ihnen nur die Bahn frei machen für ein neues Leben. Wollen Sie mir dennoch danken, so nehmen Sie frisch und energisch den Kampf um ein neues Leben auf: dann erst werde ich froh sein, Sie vor jenem schlimmen Schritt bewahrt zu haben.

Glück auf!

Martha.«

Diese Zeilen schloß sie mit dem Wechsel zusammen in das

Kuvert, adressierte es und reichte es dem Juden.

»So, Herr Samuel, das geben Sie bitte dem Junker. Sagen Sie ihm, »Martha« habe Ihnen das für ihn gegeben. Unter einem anderen Namen kennt er mich nicht. Und Sie müssen mir Ihr Wort geben, ihm nie zu sagen, wer sich hinter diesem Namen verbirgt.«

Samuel steckte das Kuvert zu sich.

»Nu, ich werde es nicht verraten, solange Sie es nicht selbst wollen. Und es soll alles kommen in die Reihe nach Ihrem Wunsch!«

»Ich danke Ihnen herzlich. Ach, lieber Herr Samuel, nun ist mir wieder so leicht und froh ums Herz, daß ich fliegen könnte.«

Er lachte in sich hinein und sagte schmunzelnd:

»Na — fliegen Sie! Soll mich doch nicht wundern, wenn Sie es können. Alle Engel haben Flügel.«

Martha lachte fröhlich auf.

»Ich wills doch lieber lassen. Wenn es nicht geht, verlieren Sie Ihre gute Meinung von mir. Und nun will ich Sie nicht länger aufhalten, und auch Frau Doktor nicht warten lassen. Ich war faul heute, hab' fast nichts gelernt — das muß ich nachholen. Morgen Nachmittag komme ich zu Ihnen, um zu hören, wie alles gegangen ist. Adieu, Herr Samuel.«

Er tätschelte ihre Hand und brachte sie hinaus.

»Nochmals vielen Dank,« sagte sie draußen.

»Sie sollen nicht danken — ich muß wieder danken, daß Sie haben bewahrt den Veitel Samuel vor Gewissensbissen!« erwiderte er leise.

Und dann sah er ihr lächelnd nach, wie sie leichtfüßig dahinschritt.

»Ich werde nicht sein sehr verwundert, wenn der Junker wird heiraten eines Tages die ehemalige Gänsemagd. Und es wird nie gegeben haben e' edlere Frau von Dohrma, als sie — wahrhaftigen Gott,« murmelte er und ging in sein Zimmer zurück.





9. Kapitel.

Wie gewonnen — so zerronnen.

Artur von Dohrma hätte später nicht zu sagen gewußt, wie er die Stunden bis zum nächsten Morgen hergebracht hatte.

Kein Schlaf war in dieser Nacht in seine Augen gekommen.

Zwischen Furcht und Hoffen war sein Herz hin und her gerissen worden.

Als Veitel Samuel, auf dem Milchwagen sitzend, durch das Hoftor fuhr, stand Artur am Fenster.

Kraftlos fiel er in einen Sessel — jetzt kam die Entscheidung.

Der Jude hatte den Junker am Fenster erblickt, und ohne sich bei Moritz von Dohrma melden zu lassen, suchte er den Junker in seinem Zimmer auf.

Wortlos und starr sah ihm Artur entgegen.

Er vermochte sich nicht zu erheben und kein Wort zu sprechen.

Auch Samuel sprach nicht.

Erst als er Marthas Kuvert aus einer abgegrissenen Briefftasche hervorgeholt hatte und es ihm in die Hände legte, sagte er halblaut, als fürchte er die Ruhe des Trauerhauses zu stören:

»Ich soll Ihnen geben den Brief von Fräulein Martha. Hab' ich gehört vom Milchmann, daß die gnädige Frau Mutter is gestern verschieden Gott schenke ihr Frieden.

— Nu hab' ich zu reden über ernste Sachen mit dem Herrn Vater. Ich werde gehen zu ihm; und wenn Sie gelesen haben den Brief, dann sollen Sie kommen hinüber zu Ihrem Herrn Vater; hab ich doch auch zu reden mit Ihnen mancherlei.«

Darauf verließ er schnell das Zimmer, ehe ihn Artur halten konnte.

Voll Unruhe startete der junge Mann auf den Brief in seiner Hand.

Brachte er Leben oder Tod?

Er hätte den Brief nur zu öffnen brauchen, um es zu wissen, aber er zauderte eine ganze Weile ehe er sich dazu entschloß.

Endlich riß er das Kuvert auf. Das erste, was ihm entgegenfiel, war sein Wechsel.

Er starrte darauf nieder, als dürfe er seinen Augen nicht trauen.

Und dann warf er sich mit einem trockenen Aufschluchzen über den Tisch.

So saß er eine Weile regungslos, und er fühlte, wie langsam neues Leben in seinen Adern zu pulsieren begann.

Mit einem tiefen Atemzug hob er endlich den über den Tisch hingesunkenen Kopf.

Seine Augen schimmerten feucht.

Nun erst las er Marthas Brief. Und es war ihm, als steige aus den Zeilen ihre helle, freundliche Lichtgestalt empor, als sähen ihn ihre schönen, klaren Augen liebevoll tröstend an.

Überwältigt von seinen Empfindungen preßte er den Brief an seine Lippen.

»Martha, edles Mädchen, mit meinem ganzen Leben will ich es Dir danken, was Du für mich getan!« flüsterte er vor sich hin.

Dann erhob er sich und verbrannte den Wechsel an — den Flammen einer Kerze.

Und als die Asche in Staub zerfiel schien es heller — und lichter um ihn zu werden. Er barg Marthas Brief wie einen Talisman an seinem Herzen und trat an das offene Fenster.

Tief atmete er die würzige Sommerluft ein und seine Augen grüßten die Sonne. So stand er eine Weile und sein Herz wurde erfüllt von guten Vorsätzen für die Zukunft.

Was das Leben nun auch für ihn brachte, er wollte freudig den Kampf aufnehmen. Martha sollte keinen Unwürdigen gerettet haben. —

Kurze Zeit darauf trat er zu seinem Vater ins Zimmer.

Dieser hatte bereits eine ernste Unterredung mit Samuel gehabt.

Und nun erfuhr auch Artur, daß sich für Dohrma ein Käufer gefunden habe, der seinen Vater als Verwalter anstellen werde

und ihm selbst ein Unterkommen als Eleve anbiete.

Samuel fügte noch hinzu, daß es nicht ausgeschlossen sei, daß Artur später, wenn er sich gut einarbeite und tüchtig sei, den Posten des Vaters erhalten werde, wenn dieser zu alt geworden sei, ihn weiter auszufüllen.

Ohne Bedenken griffen die beiden Herren zu. Sie waren nur zu froh, auf diese Weise aus allen Sorgen zu kommen und auf Dohrma bleiben zu dürfen.

Es folgte eine lange und ernste Konferenz, zu der auch später Johannes Spiegel zugezogen wurde.

Diese treue Seele freute sich unbändig, daß sein Herr Dohrma nicht verlassen mußte.

In seiner Freude verbrach er die kühnsten Reime, und sein Kopf schnellte hin und her wie bei einem Vogel, der sich im Sonnenschein badet.

Gleich noch an demselben Tage reichte Artur von Dohrma seinen Abschied ein und bat um Nachurlaub, bis der Abschied bewilligt war.

Er wollte seinen Vater jetzt nicht allein lassen.

*

Veitel Samuel ordnete alles sehr umsichtig und erstattete dann Martha über alles genauen Bericht. Es ließ sich ohne Schwierigkeiten alles einrichten, wie es das junge Mädchen gewünscht hatte.

Herr von Dohrma, auf den die letzten Ereignisse tiefen Eindruck gemacht hatten, suchte seine Ehre darin, das Gut mustergültig zu bewirtschaften, und Artur unterstützte ihn darin nach Kräften.

Auch Johannes Spiegel übertraf sich selbst an Fleiß und Pflichttreue. Seine Reime blühten dabei immer kühner, und sein kleiner Kopf hielt gar nicht mehr Ruhe auf seinen Schultern.

Da auch die Mamsell nach wie vor auf ihrem Posten war und zu notwendigen Neuerungen das Geld nicht fehlte, wurde Dohrma bald viel ertragsfähiger als zuvor, und Marthas Kapital war wirklich sehr gut angelegt.

*

Zwischen Artur von Dohrma und Martha Berger entspann sich in der Folge ein reger Briefwechsel. Er ließ sie teilnehmen an all seinem Schaffen und Arbeiten, an seinen Plänen für die Zukunft und seinem Hoffen und Wünschen.

Und sie antwortete ihm liebe, freundliche Worte, sprach ihm immer von neuem Mut ein und sagte ihm, wie sehr sie sich freue, daß er das Leben wieder liebgewonnen.

Die beiden Herren von Dohrma glaubten, der Besitzer von Dohrma lebe im Auslande. So hatte ihnen Samuel erklärt, daß dieser nie nach Dohrma kam und alle Geschäfte durch seine Hand gehen lasse. Kein Mensch außer Samuel wußte, daß Martha Berger die Besitzerin von Dohrma war.

Sehr oft bat Artur Martha in seinen Briefen um ein Wiedersehen, aber sie willigte nie darein.

Daß er Samuel immer wieder bestürmte, ihm zu sagen, wer Martha sei und in welchen Verhältnissen sie lebe, war nur zu natürlich.

Aber Samuel zuckte dann stets mit listigem Schmunzeln die Achseln.

»Sie will nicht, daß ich Ihnen soll sagen, wer sie ist, also schweige ich. Aber eins kann ich versichern dem Junker. Sie is e' Engel und hat e' Herz von Gold. Und sie wird schon selber sagen eines Tages, wer sie ist.«

Damit mußte sich Artur zufrieden geben.

Samuel war Martha gegenüber des Lobes voll über Arturs verändertes Wesen, über seinen Fleiß und seine Tüchtigkeit.

Und sie hörte es mit klopfendem Herzen und inniger Dankbarkeit gegen Gott.

*

Gottfried Thomas war recht ärgerlich auf Martha gewesen, daß sie ihm das Geld nicht gegeben hatte, Mißmutig war er nach Hause gekommen und hatte sich auf einen Stuhl geworfen, daß es nur so krachte.

Jean, sein vornehmer Kammerdiener, warf ihm einen unbeschreiblich strafenden Blick zu und sah dann vornehm an seinem eigenen Nasenrücken herab.

»Der gnädige Herr scheinen sich nicht wohl zu befinden!« sagte er sehr von oben herab.

Diese Miene pflegte Gottfried sonst sehr einzuschüchtern, aber heute war er zu wütend dazu.

»Nein, gar nicht wohl befinde ich mich!« schrie er ihn an. »Ich bin aufgeregt, habe Ärger gehabt; bringen Sie mir meinen Strickstrumpf, ich muß mich beruhigen!«

Jean verzog keine Miene und rührte sich nicht von der Stelle.

»Na, wirds bald?« rief Gottfried ärgerlich. In seinem Grimm vergaß er allen Respekt vor seinem vornehmen Kammerdiener.

Jean sah ihn mißbilligend an.

»Gnädiger Herr, den Strickstrumpf kann ich Ihnen unmöglich bringen. Es ist eine vulgäre und für einen Gentleman unwürdige Beschäftigung Strümpfe zu stricken!« sagte er verweisend.

»Aber zum Donnerwetter, wenn es mir nun mal Vergnügen macht und mich beruhigt!« sagte Gottfried, nach immer aufgebracht.

Jean blieb aber gelassen.

»Das bilden sich der gnädige Herr nur ein. Der gnädige Herr dürfen nicht vergessen, daß das nur eine schlechte Angewohnheit von früher ist. Der gnädige Herr sind jetzt viel zu vornehm geworden, um an solch einer Beschäftigung noch Gefallen zu finden!«

Gottfried stutzte und sah unsicher in das unbewegliche Lakaiengesicht.

Hm! Wenn das Martha nur eben gehört hätte. Da hätte sie gleich merken können, was er für ein vornehmer Mensch geworden war.

Sie schien das anzuzweifeln. Zum Gespött sollte er sich gemacht haben, sagte sie. So ein dummes Mädel, was der einfiel. Und überhaupt, was sie ihm alles gesagt hatte. Dabei hatte sie ihm nicht einmal die lumpigen zwanzigtausend Mark gegeben.

Gar nichts mehr von ihr wissen wollte er. Sie konnte schon warten, bis er mal wieder ein freundliches Wort mit ihr sprach.

Was sollte er nun seinem vornehmen Freund, dem Herrn Baron, sagen, wenn er kam und das Geld holen wollte?

Es wurde ihm sehr schwül zumute, und unter Jeans strafenden

Blicken duckte er sich nun unwillkürlich wieder zusammen.

»Na, wenn Sie meinen, Jean, dann lassen Sie man den Strumpf, wo er ist. Scheußlich wenn man so Ärger und Langeweile hat! Was soll ich denn nun tun, hm?« sagte er bedeutend sanfter und nachgiebiger.

Jean rückte ordnend an der Tischdecke, die Gottfried im Zorn verschoben hatte.

»Der gnädige Herr müssen sich doch gleich umkleiden!« sagte er wie selbstverständlich. Und dann nahm er von einem Schränkchen einen Parfümzerstäuber und spritzte damit im Zimmer umher. Kein Winkelchen vergaß er. Es verbreitete sich sofort ein starker Duft.

Gottfried konnte diese künstlichen Wohlgerüche im Grunde nicht ausstehen. Er bekam meist Kopfweg davon. Aber Jean liebte sie umso mehr, und wenn sich sein Herr einmal dagegen aufzulehnen wagte, dann sagte Jean unbewegt:

»In der Wohnung eines Kavaliers ist das unerlässlich, gnädiger Herr!«

Heute wagte Gottfried nicht mehr zu protestieren. Er sah Jean nur hilflos und entsetzt an und sagte kläglich:

»Was? Ich soll mich schon wieder umziehen? Ich habe mich doch erst vor zwei Stunden umgezogen!«

»Ganz recht!« bemerkte Jean ruhig. »Aber der gnädige Herr sind doch noch im Straßenanzug. Der gnädige Herr haben wohl vergessen, daß Sie heute einen Gast erwarten. Der Herr Baron wird in einer halben Stunde erscheinen, und den können der gnädige Herr doch unmöglich in diesem Anzug empfangen und sich damit zu Tisch setzen. Der Herr Baron würde einen solchen Verstoß gegen den guten Ton unverzeihlich finden!«

Gottfried seufzte steinerweichend. Es war doch manchmal recht anstrengend und ungemütlich, ein vornehmer Herr zu sein.

»Na, meinetwegen denn, wenn Sie meinen!« sagte er, in sein Schicksal ergeben.

Er folgte Jean nun in sein Schlafzimmer und ließ sich von ihm umkleiden, frisieren, parfümieren und eine frische Blume ins Knopfloch stecken.

Trotzdem sah er kein bisschen vornehm aus, als er fertig war. In

seinem alten Schafspelz auf der Weide hatte er würdevoller ausgesehen als in diesem modischen Firlefanz, der nicht zu ihm paßte.

Und dann kam der Herr Baron, den er zu Tisch geladen hatte, und der bei dieser Gelegenheit die zwanzigtausend Mark in Empfang nehmen wollte.

Dieser fragte auch gleich, nachdem er Gottfried sehr liebenswürdig begrüßt hatte, so obenhin:

»Nun lieber Freund, ich hoffe, Sie haben inzwischen die zwanzigtausend Mark flüssig gemacht?«

Gottfried seufzte tief auf.

»Noch nicht, mein lieber Herr Baron, noch nicht. Es ist nämlich — ich muß bemerken — ja — ich bin leider augenblicklich nicht im Besitz dieser Summe. Mein Geld ist ja, wie Sie wissen, in allerlei Papieren und Geschäften angelegt. Ich wollte mir die kleine Summe von einer Freundin verschaffen, aber — ja — sie — sie konnte sie mir nicht geben. Indes, ich kann sie vielleicht später verschaffen!«

Der Herr Baron schien nicht sehr erfreut zu sein von dieser Mitteilung.

»O o,« sagte er, seinen Bart durch die Finger gleiten lassend, »das ist ja sehr bedauerlich; natürlich mehr für Sie, als für mich. Es wäre eine gute Kapitalanlage für Sie gewesen. Schade, wirklich schade!«

Während er aber dann mit Gottfried bei Tische saß, sondierte er vorsichtig, wie er den törichten Mann auf andere Weise betölpeln konnte.

Und nach einer Stunde hatte er ihn mit allerlei schönen und klugen Reden soweit gebracht, daß Gottfried ganz verdreht war und sich bereit erklärte, eine Hypothek auf sein Haus aufzunehmen. Der Baron erklärte sich bereit, das alles zu besorgen, Gottfried brauchte sich um nichts zu kümmern und ihm nur einfach Vollmacht zu geben.

»Und da Sie augenblicklich ein wenig in der Klemme sind, lieber Freund,« sagte der Baron sehr liebenswürdig, »so ist es wohl das klügste, Sie nehmen gleich eine Hypothek von dreißigtausend Mark auf, damit Sie noch zehntausend Mark

flüssiges Geld in der Hand haben!«

Gottfried leuchtete das ein, ein Stein fiel ihm vom Herzen. In seiner Harmlosigkeit bedankte er sich noch tausendmal für die Mühe, die sich der liebe Herr Baron, sein guter Freund, um ihn gab.

Vergnügt saß er bei Tisch. Es sah wenigstens so aus, als ob er vergnügt wäre, denn im Grunde war es ihm immer ein schweres, mühseliges Stück Arbeit, so zu tafeln, wie es ihm der gute Ton, seine Freunde und vor allen Dingen sein Kammerdiener vorschrieben. —

Jean pflegte auch die Speisen und die Weine zu bestimmen, die auf den Tisch kommen sollten.

Gottfrieds vornehme »Freunde« waren in dieser Hinsicht sehr mit Jean zufrieden und ließen es an guten Trinkgeldern nicht fehlen.

Aber Gottfried hatte früher sein einfacher Hirsebrei, oder Erbsen mit Speck viel besser gemundet, als all die seinen Ragouts, Pasteten und Leckerbissen, die sein Koch jetzt für ihn bereitere und die er nicht einmal mit Namen nennen konnte. Sie erschienen ihm meist fast ungenießbar, und die Art, wie er sie zum Munde führen mußte, war ihm so beschwerlich, daß ihm manchmal der Angstschweiß ausbrach.

Jean wußte sehr wohl, warum er sich der Leitung des ganzen Haushaltes bemächtigt hatte. Er brachte dabei ein schönes Stück Geld auf die Seite, denn er schrieb alles mit der doppelten Summe an.

Gottfried hatte ja keine Ahnung, was alles das kostete, was in seinem Haushalt verbraucht wurde. Er wunderte sich nur manchmal sehr darüber, wie schnell ein Tausendmarkschein aufgebraucht wurde.

Dann schüttelte er seinen borstigen, mühsam frisierten Kopf und fand, daß die Vornehmheit doch sündhaft teuer sei.

Aber da er sein Vermögen für unerschöpflich hielt und mit den Millionen rechnete, die ihm all die Geschäfte einbringen sollten, zu denen ihn seine falschen Freunde verleitet hatten, machte er sich weiter keine Sorgen darüber. Er konnte sich das ja leisten, und wozu war er denn so reich geworden, wenn er nicht wie ein Fürst

leben wollte.

„Nur daß alles so sehr unbequem und unbehaglich war, das gefiel ihm nicht.

Im übrigen ahnte der törichte Gottfried nicht, daß er mit all seiner eingebildeten Klugheit ein wehrloser Spielball in den Händen seiner falschen Freunde und seines Dieners war. Er dünkte sich wunder wie klug und bemitleidete die dumme Martha, die nicht auf ihn hören wollte.

Hätte er nur aus sie gehört! Aber so geht es oft im Leben: denen, die es gut mit uns meinen, denen glauben wir nicht, und denen, die uns ausnutzen, vertrauen wir, bis uns die Binde von den Augen genommen wird. —

*

Als nun die erste Hypothek auf das Haus aufgenommen worden war, merkte der schlaue Jean, daß die guten Tage in diesem Dienste gezählt waren.

Er wußte viel besser, als sein törichter Herr, wo hinaus die vornehmen Bekannten seines Herrn wollten. Von Anfang an hatte er gemerkt, daß man diesen durch Scheinmanöver und Schwindelgeschäfte nur ausbeuten wollte. Da hatte er es ihnen nachgemacht und gut für sich gesorgt.

Auch von den zehntausend Mark, die Gottfried von der ersten Hypothek für sich bekam, floß der weitaus größte Teil in die Taschen Jeans, denn er wollte die Zeit, solange hier noch etwas zu holen war, gut ausnutzen. Und schneller als je zuvor waren die zehntausend Mark aufgebraucht.

Als das der Herr Baron merkte, säumte er nicht, abermals mit einem neuen Projekt an Gottfried heranzutreten. Er sagte ihm, daß er abermals eine glänzende Gelegenheit habe, Gottfried etwas verdienen zu lassen. Mit nur zwanzigtausend Mark könne er bequem in kurzer Zeit das Doppelte verdienen. Er dürfe diese Gelegenheit keinesfalls von der Hand weisen.

Gottfried befand sich aber eben selbst wieder in Geldnöten und wußte nicht, wie er sich helfen sollte. So vertraute er sich denn seinem Freund, dem Herrn Baron an, und sagte, daß er kein Geld mehr flüssig habe.

Da sagte der Baron lächelnd:

»Wissen Sie was, lieber Freund, Sie müssen aus der kleinen Stadt hier heraus. Ein Mann wie Sie, der zu leben versteht, der zum Kavalier geboren ist, der darf nicht in einer Kleinstadt versauern. Sie müssen nach Berlin, jawohl, nach Berlin. Da ist der rechte Boden für Sie, da können Sie Ihr Leben erst so recht genießen und von Ihrem Reichtum den rechten Gebrauch machen!«

Gottfried sah ihn erstaunt und betroffen an.

»Nach Berlin? Wo der Kaiser ist?« fragte er zögernd.

»Ja, ja, mein lieber Freund, wo der Kaiser ist, wo erst das rechte Leben herrscht!« erwiderte der Baron mit einer Miene, als mache er Gottfried ein wertvolles Geschenk.

»Da soll ich hin?« stammelte Gottfried noch ganz fassungslos.

»Gewiß, da sollen Sie hin, mein lieber Freund, da ist der rechte Platz für Sie!« bestätigte der Baron.

»Und kann man da auch den Kaiser sehen?« erkundigte sich Gottfried wieder.

»Jeden Tag können Sie ihn sehen, den Kaiser, die Prinzen und all die Fürstlichkeiten!« sagte der Baron mit einem lauernden Seitenblick.

Gottfried war halb entzückt, halb betäubt. So schnell konnte er das nicht fassen.

»Hm! Das wäre fein!« stieß er erregt hervor. »Aber — das geht doch nicht so einfach, ich würde mich doch dort gar nicht zurechtfinden!«

»Aber wozu haben Sie denn Ihre guten Freunde, mein Lieber? Ich gehe ohnedies nächstens nach Berlin zurück. Wissen Sie, diese kleine Stadt fällt mir mit der Zeit aus die Nerven. Es ist ja hier nichts, gar nichts los!« versicherte der Baron.

»Nichts los hier? Und eine kleine Stadt nennen Sie das? Aber Herr Baron, die Stadt ist doch so groß, daß man sich drin verlaufen kann, und los ist doch alle Tage etwas!« wendete Gottfried verdutzt ein.

Der Baron lächelte mitleidig.

»Sie kennen es eben nicht besser, lieber Freund. Aber kommen Sie nur erst einmal heraus, leben Sie nur erst in Berlin, da werden

Sie erst Augen machen. Wirklich, Sie müssen nach Berlin, das steht fest!«

»Und mit Ihnen soll ich gehen, Herr Baron?« forschte Gottfried, erwartungsvoll wie ein Kind am Weihnachtstage.

Der Baron nickte energisch.

»Natürlich, Sie gehen mit mir. Sollen mal sehen, was das für ein ganz anderes Leben wird. In die feinsten Kreise führe ich Sie ein: ich habe da überall Beziehungen von früher. Meine Freunde warten schon schmerzlich auf meine Rückkehr!« sagte er, die Gläser, die vor ihnen standen, frisch füllend, denn der Baron war schon wieder bei Gottfried zu Gaste und tat, als ob er zu Hause wäre.

»Werden mich denn aber Ihre Freunde auch aufnehmen, Herr Baron?« fragte Gottfried zaghaft.

Der Baron klopfte ihm mit seinem liebenswürdigsten Lächeln auf die Schulter und sagte gönnerhaft:

»Aber, lieber Freund, wenn Sie mit mir kommen, sind Sie überall der freundlichsten Aufnahme sicher, da seien Sie nur ganz ruhig!«

Gottfried atmete tief auf und sah in Gedanken verloren in sein Glas. Dabei kratzte er sich, alle vornehmen Manieren vergessend, hinter den Ohren. Das war eine Gewohnheit von früher, in die er, trotz Jeans Erziehungsversuchen, von Zeit zu Zeit noch verfiel, wenn er nicht auf sich achtete.

»Hm, hm! Ja, das wäre wohl schön. Wenn ich so an den Kaiser denke und an seine Schlösser; die könnte ich dann doch auch sehen, nicht wahr?« sagte er überlegend.

»Gewiß, alle die Schlösser und Paläste, die Denkmäler und das Reichstagsgebäude, alles würden Sie zu sehen bekommen, dafür werde ich sorgen!« versprach der Baron eifrig.

Gottfried seufzte und ließ den Kopf sinken.

»Ach nein, es geht aber doch nicht!« sagte er betrübt. »Ich habe doch nun mal hier das Haus gekauft, das kann ich doch nicht mitnehmen!«

Der Baron lachte, aber in seinen Augen blitzte ein falsches Licht. Jetzt hatte er Gottfried endlich da, wo er ihn haben wollte.

»Natürlich, lieber Freund, mitnehmen können Sie das Hans

nicht!« sagte er, Gottfried verstohlen scharf beobachtend. »Aber das läßt sich doch ganz einfach regeln: Sie verkaufen das Haus! Dann haben Sie doch auch gleich flüssiges Kapital und können damit neues Geld verdienen. Da könnten Sie sich auch gleich mit zwanzigtausend Mark wieder an dem feinen Geschäft beteiligen, das ich Ihnen vorschlug!«

Gottfried nickte.

»Ja, ja, das ginge vielleicht. Aber in Berlin müßt ich doch dann auch irgendwo wohnen!«

»Selbstverständlich. Aber wissen Sie, in Berlin macht man das ganz anders. Da braucht man nicht ein ganzes Haus für sich, weil man viel auswärts ist und sich mit seinen Freunden in irgend einem vornehmen Restaurant trifft. Man mietet sich da eine kleine, feine Junggesellenwohnung in einem der vornehmen Häuser in Berlin W. Ich mache das genau so und meine ledigen Freunde auch!« überredete der Baron.

Gottfried kratzte sich wieder hinterm Ohr.

»Na ja, wenn Sie meinen, daß es geht, Herr Baron, dann wird es ja wohl gehen!« sagte er unsicher.

Der Baron legte nun gar zärtlich zutraulich seinen Arm um Gottfrieds Schulter.

Der wurde darüber so stolz, daß er einen ganz roten Kopf bekam.

»Ganz famos wird das alles gehen,« sagte nun der Baron lächelnd, »dafür lassen Sie mich nur sorgen. Und wissen Sie was, lieber Freund, weil Sie doch ziemlich unerfahren sind und in Berlin in schlechte Hände geraten könnten, so schlage ich Ihnen vor, in Berlin ziehen wir zusammen. Sie sollen sozusagen mein Gast sein. Nein, da dürfen Sie mir nicht dreinreden. Ich habe hier bei Ihnen die ganze Zeit soviel Gastfreundschaft genossen, daß ich mich nun endlich einmal revanchieren möchte!«

Dabei sah er Gottfried mit einem so recht biederem, ehrlichen Ausdruck an.

Gottfried war sehr stolz und sehr gerührt. Beinahe wäre er in Tränen ausgebrochen. Wenn das nur die dumme Martha gehört hätte. Das war doch eine Freundschaft, wie man sie so leicht nicht wiederfand. So ein feiner Mann, wie der Herr Baron, wie der mit

ihm sprach, wie er ihn mit Beweisen seiner Freundschaft überschüttete. Na, Martha sollte ihm nur noch mal mit ihrem dummen Gerede kommen, der wollte er es schon sagen.

»Ach, Herr Baron,« wehrte er bescheiden ab, »machen Sie doch kein Aufhebens davon. Ich habe es doch immer gern gegeben und habe mich durch Ihren Besuch immer sehr geehrt gefühlt. Stolz bin ich darauf gewesen, jawohl, ich weiß doch, daß Sie noch viel vornehmer sind, als ich es jetzt bin!«

Der Baron mußte schnell sein Gesicht abwenden. Beinahe hätte er laut ausgelacht, als Gottfried von seiner Vornehmheit sprach. Aber zum Glück konnte er sich noch beherrschen. Er tat, als habe er sich verschluckt, und als er sich gefaßt hatte, sagte er so recht jovial:

»Also es gilt, lieber Freund, wir gehen so schnell wie möglich nach Berlin!«

Gottfried kratzte sich nun doch wieder hinterm Ohr.

»Lieber Gott, so schnell wird das nun wohl nicht gehen. Am liebsten ginge ich ja auf der Stelle mit. Aber das Haus, so schnell werde ich das doch nicht verkaufen können!« gab er zu bedenken.

Der Baron lächelte so recht großmütig als ob er Gottfried einen großen Gefallen tun wollte.

»Da lassen Sie mich nur sorgen!« sagte er, die Asche von seiner Zigarre abstreichend. »Ich habe ja überall meine Verbindungen und schaffe Ihnen sehr bald einen Käufer für das Haus. Ein paar Tausend Mark werden Sie es freilich billiger verkaufen müssen, als Sie selbst dafür gezahlt haben. Aber Sie müssen auch berechnen, daß Sie drinnen gewohnt haben!«

»Freilich, freilich!« pflichtete Gottfried bei.

Der Baron stieß mit seinem Glas an das Gottfrieds.

»Na also, auf eine glückliche Übersiedelung nach Berlin, lieber Freund!«

Sie tranken ihre Gläser leer, und während der Baron wieder einschenkte, fuhr er fort:

»Also das arrangiere ich alles im Handumdrehen. Ich benachrichtige einen Geschäftsfreund und in kurzer Zeit ist alles erledigt. Geben Sie mir nur Vollmacht, alles für Sie zu besorgen!«

Gottfried schüttelte ihm erfreut die Hand. Die Geister des Weines benebelten ihm ein wenig die Sinne.

»Sie sind ein edler Mensch, Herr Baron!« versicherte er ganz begeistert.

Dazu machte der Baron ein ganz sonderbares Gesicht, und wenn sich Gottfried darauf verstanden hätte, die Menschen zu durchschauen, dann hätte er wohl bemerkt, daß der Baron wohl ein schlauer Fuchs und ein Gauner war, aber kein edler Mensch. Dann hätte er vielleicht nicht so vertrauensselig in die Zukunft geblickt.

Gottfried hielt eben jedermann für ehrlich, weil er es selber war. Er gab nun bereitwillig dem Baron die gewünschte Vollmacht.

Dieser sagte nach einer Weile zu ihm:

»Was ich noch sagen wollte, lieber Freund, Ihre Dienerschaft können Sie nun natürlich auch entlassen. Sehen Sie, das ist das Angenehme, wenn man kein eigenes Haus hat. In Berlin sind wir fast den ganzen Tag nicht zu Hause. Und da wir zusammen wohnen werden, können wir sehr gut mit einem gemeinsamen Diener auskommen. Der meinige ist sehr anständig und kennt Berlin. Sie können also alle entlassen, auch Jean. Im Vertrauen, lieber Freund, Jean tyrannisiert Sie ja viel zu sehr. Wozu sollen Sie sich das gefallen lassen?«

Gottfried hätte vor Vergnügen beinahe aufgeschrien. Er hatte sehr wohl gefühlt, daß ihn Jean tyrannisierte. Aber er hatte geglaubt, sich in den Augen seiner vornehmen Freunde herabzusetzen wenn er ihn entlassen hätte.

Nun riet ihm der Baron selbst dazu. Der hatte es auch bemerkt, daß sich Jean zuviel herausnahm. Ha, nun sollte er aber was erleben, der hochnäsige Jean.

Aber dann gestand er doch seinem lieben, guten Freunde, daß er es nicht wage, Jean zu kündigen.

Da sagte der Baron lachend:

»Na, das wollen wir gleich erledigen, lieber Freund. Ich werde Jean sofort Ihre Kündigung übermitteln!«

Jean wurde herbeigeklingelt. Gottfried duckte sich unwillkürlich kleinlaut zusammen und sah ängstlich in Jeans unbewegliche Miene.

Der Baron sagte nun dem Kammerdiener in aller Ruhe, daß Gottfried sein Haus verkaufen und nach Berlin übersiedeln würde, und daß er in Zukunft keiner Dienerschaft bedürfe.

Er setzte dabei seine Worte so geschickt, daß Jean merken mußte, daß Gottfrieds Verhältnisse nicht mehr glänzend seien.

Das deckte sich mit Jeans eigenen Beobachtungen. Er hatte etwas Ähnliches schon kommen sehen.

Jean wurde nie von einer Situation fassungslos gefunden. Gottfried sah nicht das leiseste Zucken in dem bartlosen Lakaiengesicht, und war darüber sehr erstaunt. Noch mehr erstaunte er, als Jean lächelnd eine tadellose Verbeugung vor dem Baron machte und nur ruhig sagte:

»Sehr wohl, Herr Baron!«

Er legte seelenruhig eine frische Flasche Sekt, die er kunstgerecht entkorkte, in den Eiskübel, fragte, ob die Herren noch Befehle hätten, und ging hinaus, um, wie man es ihm befohlen hatte, auch dem übrigen Personal die Kündigung zu überbringen.

Gottfried konnte, solange er noch im Zimmer war, den Blick gar nicht von Jeans hoheitsvoller Miene wenden. Heimlich blickte er dann in den Spiegel und versuchte sie nachzumachen. Aber das gelang ihm nicht.

Kurze Zeit darauf verabschiedete sich der Baron mit zärtlichem Händedruck von seinem »lieben, teuren Freunde.« Als ihm Jean dann draußen den Paletot umlegte und ihm Hut und Stock reichte, sagte er, Jean ein Goldstück in die Hand drückend:

»Ich werde dafür sorgen, daß Sie angemessen entschädigt werden, Jean. Lange hätte die Geschichte hier ohnedies nicht mehr gedauert!«

Jean verzog sein Gesicht ein wenig zu einem verstehenden Lächeln und sagte devot:

»Sehr wohl, Herr Baron, ich verstehe!«

Gottfried war in gehobener Stimmung drinnen im Zimmer zurückgeblieben. Er hatte sehr fleißig dem Sekt zugesprochen, da ihn der Baron immer wieder eingeschenkt hatte.

Nun saß er weinselig und vergnügt vor der letzten Flasche, die noch halb gefüllt war. Lachend, wie ein glückliches Kind, sah er

zu, wie die Sektperlen im Glase ausstiegen. Das machte ihm immer viel Spaß. Und wenn der Sekt dann so komisch aus der Zunge prickelte, das hatte er sehr gern.

Als nach einer Weile Jean eintrat, um den Tisch abzuräumen, hielt er ihm sein Glas entgegen.

»Na, Profit, Jean, deshalb keine Feindschaft, he! Schenken Sie sich man ein Glas ein!« sagte er gemütlich.

Jean hatte draußen bereits seine Flasche Sekt geleert. Er sah fast verächtlich auf seinen etwas angeheiterten Herrn herab.

»Ich muß danken, gnädiger Herr, das würde sich nicht schicken!« erwiderte er hoheitsvoll.

Aber heute imponierte er Gottfried damit nicht.

»I wo, nun haben Sie sich man nicht gar so sehr, Jean. Ich gehe jetzt nach Berlin, verstehen Sie? Zum , Kaiser gehe ich, jawohl, zum Kaiser, und zu den Fürsten und Prinzen allen. Haha! Da sollen Sie mal erleben, was ich für ein feiner Kerl werde, jawohl, ein mächtig feiner Kerl. Mein Freund, der Herr Baron, hats gesagt; piekfein wird da alles, verstehen Sie, Jean?« sagte er ein wenig unsicher und trank und lachte über das Prickeln und über Jeans stolzes Gesicht.

Jean verstand das alles wohl, viel besser wie sein törichter Herr, der sich wie ein krausköpfiges Kind gebärdete. Und vor allen Dingen verstand er, daß Gottfried jetzt genug hatte.

Vornehm aus seinen Herrn herabblickend, sagte er steif:

»Der gnädige Herr sollten sich lieber zur Ruhe begeben!«

Gottfried lachte und schlug ihm vergnügt so derb auf die Schultern, daß er fast zusammengeknickt wäre.

»Zur Ruhe, jawohl, das ist ein gescheiter Gedanke, Jean. Sie sind doch ein famoser Kerl, wenn Sie man auch immer so an der Nase lang gucken. Also schön, ich gehe zu Bett!«

Mit diesen Worten nahm Gottfried sein Glas und die halb geleerte Flasche, und auf sein Schlafzimmer zugehend, fuhr er gähnend fort:

»Den Schlaftrank nehme ich mir noch mit. Und dann lege ich mich aufs Ohr und — und dann träume ich — von Berlin und von dem Kaiser — und ja — und von den Schlössern — und von Fips, jawohl — auch von Fips und von den Schafen und dem

Strickstrumpf. Jean, den Strickstrumpf den nehme ich auch mit nach Berlin, verstanden, und dann können Sie mir nicht mehr dreinreden, haha, nicht einen Mucks dürfen Sie mehr sagen!«

Jean öffnete mit einem unbeweglichen Gesicht die Tür zu Gottfrieds Schlafzimmer. Drüben half er ihm beim Entkleiden.

Gottfried trank dabei noch schnell die Flasche leer. Dann sank er auf sein Lager.

Jean ging hinaus, die leere Flasche und das Glas mit sich nehmend. Draußen vor der Tür blieb er einen Augenblick stehen und sah fast mitleidig zurück.

»Der ist noch dümmer als es die Polizei erlaubt!« dachte er.

Gottfried lag aber ganz vergnügt drinnen auf seinem Lager und dachte beim Einschlafen:

»So ein dummes Mädel, die Martha! Will mir meine Freunde vergraulen. Böse bin ich mit ihr, jawohl. Wenn sie nicht so albern gewesen wäre, hätte ich sie mit nach Berlin genommen, zum Kaiser. Hm! Der wird Augen machen, wenn er mit einem Male den Gottfried Thomas sieht! Haha! Und die Martha, na ja, die hat das Vornehmsein noch nicht gelernt, sie ist ja man noch so 'n junges Ding. Und der Jude, der macht sie noch dümmer, damit er sein Geschäftchen macht. Bah, was bin ich dagegen für ein gescheiter Kerl.

Na, Augen wird die Martha machen, wenn sie hört, daß ich fort bin, nach Berlin. Ja, zum Kaiser und zu den vielen Schlössern, und das eine hat 'nen himmelhohen Turm — und auf der Weide, da blüh'n die Gänseblümchen — und da kommt Martha mit den Gänsen — Fips, willst Du wohl Frieden halten mit den Gänsen! Achte nur auf die Schafe, Fips!«

Und da schlief er ein und träumte selig, daß er auf seiner Weide saß und mit Martha Luftschlösser baute, so hoch, bis in die Wolken hinein. —

*

Bald war Gottfrieds Haus verkauft, und eines schönen Tages ging dann die Reise in Gesellschaft des Barons nach Berlin.

Gottfried wußte erst einmal gar nicht, wo ihm der Kopf stand. Die Eisenbahnfahrt, die Ankunft in Berlin, das Getöse in der

großen Ankunftshalle, der Menschentrubel um ihn her und all das Neue, was aus ihm einströmte, benahm ihm fast den Atem. Ängstlich hielt er sich an der Seite des Barons.

Dieser schritt so ruhig und sicher dahin, ließ sich von einem Schutzmann eine Automobildroschkenmarke geben und gab einem Kofferträger die Gepäckscheine.

Dann nahm er mit Gottfried in dem Automobil Platz. Die Koffer wurden gebracht und nun ging es erst einmal nach einem Hotel.

Dort säuberten sich die beiden »Freunde« vom Reisetraub, nahmen einen Imbiß und dann machten sie eine Spazierfahrt, damit Gottfried erst einmal eine Ahnung von Berlin bekam.

Da ging es erst die Linden entlang. Und sie hatten Glück, der Kaiser und sein Gefolge kam eben von Potsdam zurück und fuhr an ihnen vorbei.

Gottfried wäre fast aus dem Wagen gefallen, so weit beugte er sich vor, um den Kaiser zu sehen. Aber der kam im Automobil so schnell vorbeigefahren, daß Gottfried nichts weiter sah, als blitzende Uniformknöpfe und einen Helmbusch.

Ehe er sich nur recht versah, war der ganze Zug vorbei. Enttäuscht sah er den Baron an.

»Ich hab' den Kaiser gar nicht richtig sehen können. Fährt er immer so schnell?« fragte er betrübt.

»Nein, nein, manchmal fährt er langsamer, manchmal reitet er auch da drüben auf dem Reitweg mit seinen Generalen. Sie sehen ihn schon noch besser, lieber Freund!« tröstete der Baron.

Gottfried atmete auf.

Ein bisschen stolz fühlte er sich doch, daß er wenigstens den Helmbusch und die Uniformknöpfe des Kaisers gesehen hatte. —

Nun ging es weiter, die Linden entlang an den Palästen vorbei, dann durch das Brandenburger Tor nach dem Tiergarten.

Sie fuhren durch die Siegesallee.

Gottfried machte große Augen und wollte ganz genau wissen, was das alles für weiße Männer wären, die da aufgestellt waren.

Das Siegesdenkmal konnte er gar nicht genug anstaunen.

Am meisten aber interessierte er sich für das Moltke- und Bismarck-Denkmal, denn von diesen beiden deutschen Männern hatte er, trotz seiner Unwissenheit, schon manches gehört.

Ehrfurchtsvoll schaute Gottfried auch auf das Reichstagsgebäude. Der Baron erklärte ihm die Bestimmung desselben.

Tausend Fragen mußte ihm überhaupt der Baron beantworten. Dieser amüsierte sich nicht wenig über Gottfrieds naive Fragen. Was in Berlin jeder Abc-Schütze weiß, das war Gottfried fremd und unfaßbar.

Zuletzt fuhren sie noch hinaus in den Zoologischen Garten. Hier blieb nun Gottfried wirklich der Verstand stehen vor Staunen.

Solche Tiere, wie er hier zu sehen bekam, nein, davon hatte er noch nie etwas gehört.

Er behauptete allen Ernstes, das wären gar keine richtigen Tiere, die seien bloß nachgemacht. Was er damit meinte, wurde dem Baron, der aus dem Lachen nicht herauskam, nicht klar. —

Mit der Zeit war das Publikum auf Gottfrieds drolliges Gebaren aufmerksam geworden. Ein ganzes Gefolge sammelte sich hinter ihm und ging mit ihm von Käfig zu Käfig.

Und jedes seiner Worte rief ein fröhliches Gelächter hervor.

Zum Glück waren wenig Besucher anwesend, aber schließlich stand doch ein dichter Knäuel Menschen um Gottfried herum, und der Baron hielt es für besser, ihn fortzuführen.

Nur ungern trennte sich Gottfried von den Naturwundern, und erst, als ihm der Baron versprach, noch oft mit ihm hierherzugehen, folgte er ihm zu einem Wagen.

Vom Zoologischen Garten fuhren sie zu einem feinen Restaurant.

Es war inzwischen Abend geworden. Der Baron suchte die Speisen und Getränke aus, und Gottfried bemühte sich, recht »vornehm« mit Messer und Gabel umzugehen.

Natürlich sah das unglaublich geziert und ungeschickt aus, und die Kellner standen abseits und amüsierten sich über ihn.

Den Baron ließ das alles kalt. Er wußte ganz genau, warum er sich mit Gottfried herumplagte. Umsonst gewiß nicht.

Nachdem sie gespeist hatten, ging es nach dem Hotel zurück.

Gottfried war todmüde von allem, was er an diesem Tage

gesehen hatte.

Des Barons »Diener« hatte inzwischen eine passende Wohnung für die beiden Herren gesucht. Dorthin siedelten sie am nächsten Tage über.

Die Wohnung lag in einem der vornehmen Mietspaläste in Berlin W.

Sie bestand aus zwei Schlafzimmern, einem Solon und einem Dienstzimmer, und war sehr elegant eingerichtet.

Die Treppen waren mit schweren Teppichen belegt, die Treppenabsätze mit Blattpflanzen geschmückt, und durch die bunten Glasfenster fiel gedämpftes Licht.

Das meiste Vergnügen an dieser Wohnung aber machte Gottfried der Fahrstuhl und das elektrische Licht. Den Fahrstuhl benutzte er, so oft er konnte, und im Anfang ließ er sich gegen ein Trinkgeld immer einige mal herauf und herunter fahren, zum großen Ergötzen der übrigen Hausbewohner.

Des Barons »Diener« war Gottfried viel lieber, als Jean.

Er ließ ihn ungehindert tun, was er wollte, mäkelte nicht an allem und unterhielt sich ganz gemütlich mit ihm, wenn Gottfried Lust dazu hatte.

Oft blieb Gottfried, wenn ihn das viele Herumlaufen und Fahren zu sehr anstrengte, mit dem alten Diener allein zu Hause.

Dann rief Gottfried diesen herein und unterhielt sich mit ihm.

Auch von dem Baron sprachen sie dann zuweilen, und da wußte der Diener gar nicht genug zu berichten, wie reich, vornehm und edel der Herr Baron sei, und wie man ihm in jeder Beziehung vertrauen könne.

Gottfried war das ganz aus dem Herzen gesprochen. Er stimmte begeistert mit in das Lob des Barons ein und merkte nicht, wie verschmitzt die Augen des Dieners blickten.

Der arme, törichte Gottfried war da zwei rechten Bösewichtern in die Hände gefallen. Der Diener war nichts anderes, als der Helfershelfer des Barons, der natürlich gar kein Baron war, sondern ein schlauer Schwindler, der Gottfried auch noch um den Rest seines Vermögens bringen wollte. —

Bald wußte der Baron Gottfried zu überzeugen, daß es besser sei, wenn Gottfried dem Baron sein Geld übergeben würde, damit

dieser es sicher auf der Bank anlege. In Berlin sei es gefährlich, viel Geld in der Wohnung liegen zu haben.

Gottfried sah das ein. Arglos händigte er dem Baron alles ein, was er noch besaß, und dieser erklärte sich nun auch noch sehr liebenswürdig bereit, Gottfried alle Kassengeschäfte abzunehmen und alle Ausgaben für ihn zu bestreiten, damit er nicht von schlechten Menschen übervorteilt würde.

Gottfried war fast zu Tränen gerührt über den Edelmut seines Freundes.

Von nun ab begann ein ziemlich anstrengendes Leben für Gottfried, denn alle Tage gab es etwas Neues zu sehen.

Der Baron war unermüdlich mit Vorschlägen, aber Gottfried ermüdete dies aufreibende Leben, und so blieb er auch gern einmal zu Hause.

Wenn er dann vom Fenster aus das Leben und Treiben auf der Straße ansah, dann kam doch manchmal wieder ganz leise die Sehnsucht nach seiner Weide über ihn, wo sich der Himmel so weit und frei über die Erde spannte, wo es im Frühling so köstlich nach Erde duftete, wo dann zuerst die Himmelsschlüssel und Gänseblümchen, die Veilchen und Anemonen blühten.

Und dann hatte er wohl auch mal ein wenig Zeit, sich auf allerlei zu besinnen.

Eines Tages fragte er dann auch einmal den Baron, wie es mit den Wertpapieren stünde, in denen er, auf des Barons Rat, den größten Teil seines Vermögens angelegt hatte.

Der Baron war um eine Ausrede nicht verlegen. Er erzählte allerlei von Börsenmanövern, wovon Gottfried kein Wort verstand, und sagte ihm mit großen Worten, die Papiere ständen ganz brillant und stiegen immer höher.

»Nur noch ein Weilchen Geduld, lieber Freund, dann kommt die Ernte!« sagte der Baron beruhigend.

Wenn der arme Gottfried gewußt hätte, daß ihm der Baron ganz wertlose, längst verfallene Papiere für sein gutes Geld gegeben hatte

So aber wiegte er sich noch immer in der frohen Zuversicht, daß er bald Millionär sein würde.

*

Wieder gingen Wochen dahin.

Gottfried wurde nun manchmal dringlicher mit seinen Fragen nach den Papieren. Und der Herr Baron merkte, daß es nun wohl an der Zeit sei, sich aus dem Staube zu machen.

Eines Morgens, als Gottfried erwachte, klingelte er vergeblich nach dem Diener.

Er stand auf und lief von Zimmer zu Zimmer. Alles war leer. Auch von seinem Freunde, dem Herrn Baron, keine Spur.

Selbst dessen Kleiderschrank war leer, seine Toilettengegenstände waren verschwunden. Ebenso war der Kleiderschrank des Dieners leer.

Es dauerte lange, bis Gottfried, durch den herbeigerufenen Portier und den Fahrstuhlführer aufgeklärt, merkte, daß die beiden auf Nimmerwiedersehen verschwunden waren.

Großmütig hatte der saubere Herr Baron noch ein paar Hundertmarkscheine auf den Tisch des gemeinsamen Salons gelegt; daneben lag ein Zettel, den der Fahrstuhlführer Gottfried vorlesen mußte. Darauf stand:

»Lieber Freund, laß Dir raten, nimm die drei Hundertmarkscheine und gebe zu Deinen Schafen zurück, da gehörs Du hin. Von Deinem Gelde ist nichts mehr übrig, als das, was hier auf dem Tische liegt. Die Miete für die Wohnung ist aber noch für ein volles Vierteljahr bezahlt. Wenn Du solange noch in Berlin bleiben willst, dann amüsiere Dich gut.

Dein Freund, der Baron.«

Gottfried vermochte lange nicht zu fassen, was ihm ,
geschehen war.

Die Polizei nahm sich seiner wohl an, aber die beiden Schwindler waren über alle Berge und wurden nicht gefaßt.

Gottfried erfuhr nun auch, daß der Baron gar kein Baron war, sondern ein ehemaliger Handlungsdiener. —

Da saß nun der törichte, alte Mann, und jammerte um seine verlorenen Millionen. Betrübt blickte er in der eleganten Mietswohnung umher und wußte nicht, was er tun sollte.

Am liebsten hätte Gottfried wirklich den Rat des »Barons« angenommen und wäre zu seinen Schafen zurückgekehrt.

Aber er schämte sich zu sehr vor den Dorfbewohnern, die ihn sicher auslachen würden, und vor Martha.

Ach, wenn er doch auf Martha gehört hätte! Jetzt machte er sich die bittersten Vorwürfe, daß er es nicht getan hatte. Aber nun war es zu spät.

Ängstlich teilte er das letzte Geld ein, das er besaß, und versuchte, irgend eine Beschäftigung zu bekommen, wo er etwas verdienen konnte.

Aber in Berlin sind für jede Stellung intelligente Bewerber genug Vorhanden, da konnte man einen so ungewandten, alten Mann, der nicht einmal lesen und schreiben konnte, nicht gebrauchen.

Zum Glück wurde seine Wohnung gleich an eine andere Herrschaft vermietet, und er bekam die Miete für ein Vierteljahr zurück.

Auch verkaufte er von seinen Sachen, soviel er entbehren konnte. Und dann mietete er ein Dachstübchen bei einem Schneider.

Da saß er nun trübselig und schaute zu dem kleinen Fenster hinaus über die Dächer und Schornsteine. Die Sehnsucht nach seiner Weide trieb ihm oft die Tränen in die Augen.

Sein geliebter Strickstrumpf war sein einziger Trost. Er ließ ihn kaum mehr aus den Händen, und die Frau des Schneiders kaufte ihm die fertigen Strümpfe ab. Das war das einzige, was Gottfried leisten konnte.

Noch immer lief er täglich ein paar Stunden nach Arbeit herum. Aber immer vergeblich. Ganz elend wurde ihm zumute. Berlin gefiel ihm längst nicht mehr so gut.

Freilich, zu Fuß durchmaß man die weiten Wege nicht so bequem, wie im Wagen.

In feine Restaurants konnte er nun auch nicht mehr gehen, und doch wurde sein kleiner Geldbestand täglich geringer.

In der Großstadt ist das Leben so teuer. Und was man auf dem Lande manchmal gar nicht achtet, das mußte hier teuer bezahlt werden.

Ach, die Sehnsucht nach Dohrma wurde immer größer. Ganz

krank wurde er davon. Aber heimzukehren wagte er doch nicht.

Wie würde man ihn verspotten, ihn, der so hoch hinaus gewollt hatte, wenn er jetzt arm und elend wieder nach Hause kam.

Und sein Posten als Schäfer, der war ja längst von einem anderen besetzt.

»Wenn Martha wüßte, wie schlecht es mir ginge, sie würde mir jetzt gewiß helfen: sie war ja immer so gut, und viel, viel klüger als ich. Aber es ist doch gut, daß sie es nicht weiß; ich müßte mir ja die Augen aus dem Kopfe schämen!« dachte er verzagt.

Ach, wenn er doch nie von seiner Weide weggekommen wäre! Ihm hatte das viele Geld keinen Segen gebracht, weil er nicht verstanden hatte, vernünftig damit umzugehen.

Das Reichsein will eben auch verstanden sein, und glücklich macht der Reichtum allein auch nicht. War er denn ein einziges Mal während der ganzen Zeit, da er das Geld mit vollen Händen ausgab, so recht von Herzen froh gewesen? Nein, ganz gewiß nicht, nicht eine Stunde.

Um das Geld wollte er auch gewiß gar nicht mehr jammern. Aber daß er nun hier in der dumpfen, engen Dachkammer saß, statt bei Fips und seinen Schafen auf der hellen, sonnigen Weide, das drückte ihm das Herz fast entzwei. —

Er verfiel alle Tage mehr. Auf seinen Anzug achtete er schon längst nicht mehr. Das schlotterte alles so um ihn herum.

Und das graue, borstige Haar stand wild und wirr durcheinander. Jeans Frisierkünste hatten sich nicht bewährt.

« Der alte Mann bot ein gar lächerlich-trauriges Bild in seinen ehemals so teuren, ausfallenden Anzügen und den bunten Schlipsen, die nun Farbe und Ansehen verloren hatten. —

Nun wurde Thomas gar noch krank und mußte seinige Wochen das Bett hüten. Die gutmütige Schneidersfrau sah wohl zuweilen nach ihm, aber sonst lag er ganz verlassen.

Und Krankheit war ihm etwas so Ungewohntes. Das kannte er gar nicht.

Früher hatte ihm Wind und Wetter nichts anhaben können. Aber das ganze veränderte Leben hatte seinen Körper schlaff gemacht.

Er erholte sich nur langsam wieder und war schließlich froh, als er endlich das Bett verlassen konnte.

Nun waren aber auch die letzten paar Mark draufgegangen.

Verzweifelt überdachte er seine Lage. — Was sollte nun mit ihm werden?

Als letzten Schatz besaß er noch seine Uhr. Wenn er die verkaufte, dann bekam er sicher soviel, daß er Reisegeld bis Dohrma hatte.

Ob er es wagte, heimzukehren?

Er sann und sann, und schließlich siegte die Sehnsucht über alle Bedenken.

Er beschloß, lieber Hohn und Spott zu ertragen, als länger gegen seine Sehnsucht anzukämpfen.





10. Kapitel.

Auf Reisen.

So waren zwei Jahre vergangen, seit Gottfried damals von Martha das Geld hatte haben wollen.

Martha hatte noch ein Jahr bei Frau Dr. Ziegler eifrig gelernt.

Zu dieser Zeit konnte endlich zu ihrer unaussprechlichen Freude ihr Vater völlig geheilt aus dem Sanatorium entlassen werden.

Professor Wagner riet ihr, noch einige Zeit mit dem Vater auf Reisen zu gehen, damit neue Eindrücke vollends die letzten Spuren der Krankheit verwischten.

Das war Martha gerade recht. Auch sie wollte sich auf Reisen noch die nötige Sicherheit im Verkehr mit gebildeten Menschen aneignen.

Außerdem war Artur von Dohrma immer dringender geworden mit seinen Bitten um ein Wiedersehen. Sie fürchtete sich, ihm eines Tages zufällig zu begegnen.

Warum sie ein Wiedersehen fürchtete, wußte sie selbst nicht. Immer sagte sie sich, daß Artur sofort jeden Briefwechsel mit ihr einstellen würde, wenn er erführe, daß sie die einstige Gänsehüterin war. Und dieser Briefwechsel war ihr doch so sehr zum Lebensinhalt geworden, daß sie ihn nicht missen mochte.

Daß sich Artur so voll und ganz geändert haben könnte, das einstige Gänsemädchen als gleichberechtigt anzuerkennen, wagte sie nicht zu hoffen. Das konnte ja nicht sein, niemals. Immer würde er trotz allem der Junker von Dohrma bleiben und sie die Tochter des ehemaligen Armenhäuslers.

Diese Kluft ließ sich ihrer Meinung nach nicht überbrücken.

Wenn sie geahnt hätte, wie bescheiden Artur von Dohrma in seiner ganzen Lebensauffassung geworden war, wenn auch

niemand darum wußte, sie hätte diese Befürchtung schwinden lassen.

So aber glaubte sie, es sei gut, wenn sie auf Reisen gehe. Dann wurde ihr Geheimnis noch eine Weile gewahrt, und er würde ihr auch ferner noch die Briefe senden, die ihr ganzes Glück ausmachten.

Es war also wie eine Flucht vor sich selbst, als sie die Stadt verließ und mit ihrem Vater auf Reisen ging. Sie teilte Artur ihre Abreise brieflich mit und schrieb ihm zugleich, daß Samuel dafür sorgen würde, daß seine Briefe ihr nachgesandt würden.

Artur war sehr enttäuscht, als er diesen Brief bekam. Wenn er freie Zeit hatte, war er durch alle Straßen der Stadt gelaufen in der Hoffnung, Martha wieder zu begegnen. Nun war sie fort, und er konnte sich gar nicht darüber trösten.

In seinem Herzen lebte Marthas holde Lichtgestalt wie ein Ideal, dem er unentwegt nachstrebte. Alles, was er tat, betrachtete er mit Marthas Augen, und er fragte sich bei allem, ob es ihr so recht sein würde, ob sie zufrieden mit ihm sein würde.

Die Sehnsucht aber, sie wiederzusehen, ihr in die lieben, schönen Augen blicken zu können, wurde immer stärker. Er verehrte sie in seinem Herzen wie eine Heilige. —

Martha reiste mit ihrem Vater erst durch die schönsten Gegenden von Deutschland.

Sie besuchten erst Berlin, Hamburg und Dresden, und dann wandten sie sich nach München.

In einfacher, bescheidener Weise genossen die beiden Menschen die Schönheiten der Natur.

Nachdem sie einige Wochen am Königssee in Berchtesgaden und in der herrlichen Ramsau gelebt hatten, ging es nach Tirol, dann nach der Schweiz und schließlich im Winter nach Italien.

Eine neue Welt tat sich vor Marthas staunenden Augen auf, und ihr Vater faltete beim Anblick der Wunder der Natur in stiller Andacht die Hände.

»Wenn's nur das Mutterle und das Gustävle miterleben dürften, gar zu schön ist die liebe Gotteswelt!« sagte er oft.

Dabei kräftigte er sich immer mehr.

Martha aber gewann auf dieser Reise die ruhige Sicherheit

einer Dame, die sich in allen Lebenslagen behaupten kann.

Samuel schickte ihr regelmäßig seine Geschäftsberichte, und jedes mal lag ein Brief von Artur mit bei. Diesen las Martha immer zuerst, und ihre Wangen glühten und die Augen strahlten dabei.

Sie schrieb ihm von allem Schönen, was sie zu sehen bekam, schilderte ihm die Eindrücke die sie in sich aufnahm und ging dabei immer ausführlich auf seine Berichte ein.

Samuel schrieb ihr dann eines Tages, daß der alte Herr von Dohrma sich ein schlimmes rheumatisches Leiden zugezogen habe und viel ans Zimmer gefesselt sei. Artur von Dohrma habe sich aber unter der Leitung seines Vaters als Landwirt so gut entwickelt, daß er wohl den Verwalterposten ausfüllen könne. Sie solle ihm nun mitteilen, was sie dazu sage.

Daraus schrieb ihm Martha:

»Lieber Herr *Samuel!*

Selbstverständlich bin ich , damit einverstanden, dass Junker Artur Verwalter auf Dohrma wird. Er soll auch denselben Gehalt beziehen, wie sein Vater bisher. Dieser aber soll seinen bisherigen Gehalt als Pension weiterbeziehen und dafür Junker Artur noch mit Rat und Tat zur Seite stehen, soweit es in seiner Kraft steht!«

So geschah es denn auch.

Inzwischen war der Frühling wieder ins deutsche Land gezogen, und Martha und ihr Vater sehnten sich nach Hause.

Sie zogen langsam wieder nordwärts und verlebten noch einen herrlichen Mai und Juni in einem einsamen, aber herrlich gelegenen Thüringer Forsthaus.

Dort erhielt Martha eines Tages einen Brief von Artur, der folgendermaßen lautete:

»Mein sehr verehrtes, teures Fräulein Martha! Heute ist es zwei Jahre her, daß Ihre liebe, kleine Hand mich vor dem Sprung ins dunkle Nichts bewahrte. Daß ich ein anderer Mensch geworden bin, daß ich mich auf mich selbst besann und das Leben wieder lieb gewonnen habe, danke ich Ihnen. Und ich danke es Ihnen mit jedem Atemzug. Ich habe Sie in

meinen Briefen teilnehmen lassen an allem, was mich betraf, und Ihre lieben, gütigen Briefe sind mein höchster Schatz.

Nur eins habe ich Ihnen bisher verschwiegen: daß ich Sie unaussprechlich liebe und mich nach Ihrem Anblick sehne, wie der Blinde nach dem Licht. Und meine Liebe ist so stark und tief, daß sie mich über alle Bedenken wegträgt und mir den Mut gibt, Sie zu bitten: werden Sie meine Frau.

Ich kenne Ihre Verhältnisse nicht, weiß nicht einmal, ob sie frei sind. Aber ich kann nicht länger mehr in Ungewißheit leben, ich muß Ihnen schreiben, wie es um mich steht.

Sie sagten mir einst, daß Sie nur ein schlichtes Mädchen aus einfachen Kreisen seien.

Wenn Sie auch in Ihrer Güte und Ihrem Edelmut immer hoch über mir stehen werden, so hoffe ich doch, daß mein Wunsch, Sie zu besitzen, nicht so unermesslich ist, daß er sich nicht erfüllen kann. Ich bitte Sie heute inständig, mir zu sagen, ob es eine Möglichkeit gibt, daß ich Sie mir erringen kann.

Ich kann Ihnen allerdings nur ein sehr bescheidenes Los bieten. Seit kurzer Zeit bin ich als Verwalter auf Dohrma fest angestellt, und der jetzige im Ausland lebende Besitzer hat mir durch Herrn Samuel zusichern lassen, daß meine Stellung mir sicher ist, solange ich selber bleiben will.

Es würde mir auch gestattet werden, noch einige hübsche Zimmer zu meiner Wohnung hinzuzufügen wenn ich mich verheiraten würde.

Und schön — wunderschön ists in Dohrma, das empfinde ich erst so recht, seit ich in Gefahr war, es verlassen zu müssen. Bei bescheidenen Ansprüchen könnte ich meiner Frau ein sorgloses, friedliches Leben bieten.

Daß sich mein Charakter in schweren Stunden gefestigt hat, das brauche ich Ihnen wohl nicht erst noch zu versichern. Und ich würde Sie auf den Händen tragen, denn ich liebe Sie tief und innig.

Mein ganzes Leben will ich Ihnen weihen, es gehört ja doch Ihnen seit jener schwärzesten Stunde in meinem Dasein. Sie können vertrauensvoll Ihr Schicksal in meine Hände legen, denn ich bete Sie an und würde Ihnen nie, niemals ein Leid zufügen oder geschehen lassen.

Nun habe ich Ihnen mein ganzes Herz zu Füßen gelegt.

Erlösen Sie mich von der Pein meiner großen Sehnsucht und schreiben Sie mir bald, recht bald ein Wort der Hoffnung.

Ich küsse Ihre lieben Hände in dankbarer Ergebenheit und Liebe und erwarte mit Ungeduld Ihre baldige Antwort

Ihr ergebener Artur Dohrma.

Martha saß lange weinend und lachend über diesen Brief in dem kleinen, freundlichen Zimmerchen, das sie in dem Thüringer Forsthaus bewohnte.

Wie gern wäre sie sogleich zu ihm geeilt und hätte ihm gesagt:

»Auch ich liebe Dich — ach, schon lange; auch ich sehne mich nach einem Wiedersehen.«

Aber sie fürchtete noch immer, daß er das ehemalige Gänsemädchen, die Tochter des Armenhäuslers, nicht zu seiner Frau machen würde, wenn er erführe, wer sie sei.

Nach langem Überlegen setzte sie sich endlich zum Schreiben nieder und beantwortete seinen Brief folgendermaßen:

»Lieber Herr von Dohrma!

Ich würde mit tausend Freuden Ja sagen zu Ihrer Werbung, denn ich muß Ihnen gestehen, daß auch ich Sie von ganzem Herzen liebe. Es gäbe kein größeres Glück für mich, als Ihre Gattin zu werden.

Frei bin ich auch, und meinerseits bestehen keine Hindernisse.

Aber ich weiß nicht, ob Sie selbst Ihre Werbung aufrecht erhalten, wenn Sie wissen werden, wer ich bin. Schreiben will ich es Ihnen nicht, gedulden Sie sich noch ein kurzes Weilchen. In vierzehn Tagen kehre ich heim, und dann sollen Sie mich sehen — dort, wo wir uns das letzte Mal sahen.

Dann sollen Sie alles wissen und selbst entscheiden. Jetzt muß Klarheit zwischen uns kommen! Also bald auf Wiedersehen in der Heimat.

Ihre Martha.

Artur sandte ihr auf dieses Schreiben einen Brief voll jubelnder Freude.

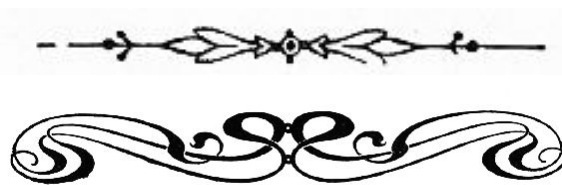
»Geliebte Martha!

Nichts — nichts wird mich von Dir trennen, als Dein eigener Wille. Ich zähle die Stunden bis zu Deiner Heimkehr. Glückselig erwarte ich Dich. Mir ist zumute, als hätte ich Dich schon geliebt in meinen Kinderträumen, so vertraut bist Du mir.

Es ist ein Gefühl in mir, als wäre ich lange in der Irre gegangen und hätte mich nun heimgefunden. Bleib nicht eine Stunde länger, als Du mußt. Ich harre voll Sehnsucht Deines Rufes.

Artur.«

So stand in seinem Brief, und Martha drückte ihn an ihr Herz und betete, daß der liebe Gott Arturs Sinn lenken möge, daß er sich nicht scheuen würde, das Gänsemädchen zu freien.



11. Kapitel.

Glücklich vereint.

Martha war in die Stadt zurückgekehrt und wohnte vorläufig mit ihrem Vater in einem Hotel.

Bevor sie noch nicht mit Artur von Dohrma gesprochen hatte, wollte sie keine Bestimmungen über ihr ferneres Leben treffen.

Am Tage ihrer Ankunft hatte sie mit Veitel Samuel eine lange Konferenz. Das Gut hatte sich mit reichlich acht Prozent verzinst

und versprach in Zukunft noch bessere Erträge.

Die neu angelegte Spargelzucht hatte sich glänzend rentiert, und Artur von Dohrma machte seine Sache sehr gut.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr Martha auch von Samuel, daß Gottfried Thomas all sein Hab und Gut verloren hatte und seit kurzer Zeit als Bettler spurlos aus Berlin verschwunden sei.

Martha bedauerte den armen Toren aufrichtig und bat Samuel, ihr mitzuteilen, wenn er in Erfahrung bringen könne, wo sich Thomas hingewendet hatte.

Sie nahm sich vor, ihn dann nicht ohne Unterstützung zu lassen.

Als sie sich von Samuel verabschiedete gab sie ihm errötend ein Briefchen für Artur, das er noch an demselben Tage in seine Hände gelangen lassen sollte.

Samuel blickte schmunzelnd hinter ihr her, als sie fortging.

»Es wird geben e' Hochzeit in Dohrma,« dachte er vergnügt. Er gönnte nicht nur Martha das Glück, sondern auch Artur.

Dieser hatte längst durch sein Verhalten allen Groll in Samuels Herzen besiegt, da er sich zu einem ganzen Mann entwickelt hatte.

Und am nächsten Tage ging Martha gleich nach Tisch in den Dohrmaer Wald. Sie trug ein elegantes, aber schlichtes weißes Kleidchen und ein einfaches weißes Hütchen. Das sah gar lieb aus zu dem üppigem goldlockigen Haar.

Martha war noch viel schöner geworden. Wie eine holde Märchengestalt schritt sie in tiefes Sinnen verloren durch den Wald.

Als sie die Stelle erreicht hatte, wo sie Artur von Dohrma damals die Pistole aus der Hand geschlagen, sah sie Artur schon stehen und erwartungsvoll nach ihr ausschauen.

Er trug einen schlichten, grauen Lodenanzug und lange Stiefeln. Auf dem Kopf saß eine Mütze. Aber er sah auch in diesem schlichten Verwalteranzug sehr hübsch und vornehm aus.

Kaum hatte er Martha erblickt, als er mit einem unterdrückten Freudenruf auf sie zueilte und strahlend ausrief:

»Martha — liebe, teure Martha!«

Er wollte sie in seine Arme nehmen, aber sie trat errötend einen

Schritt zurück und streckte die Hand abwehrend aus.

»Nicht — Sie sollen mich nicht anrühren, bevor Sie nicht alles wissen,« sagte sie leise, mit bebender Stimme.

Er sah sie mit aufleuchtenden Blicken an. Wie schön sie war! Viel schöner und holder, als er sie in seinen Träumen gesehen hatte.

»So sprich, mein geliebtes Mädchen!« bat er innig.

Sie sah ihn an mit ihren schönen, ernsten Augen: dann sagte sie aufatmend:

»Sehen Sie mich einmal genauer an. Kommt Ihnen bei meinem Anblick nicht eine Erinnerung aus unserer Kinderzeit?«

Artur blickte sie ganz erstaunt und verständnislos an.

»Aus unserer Kinderzeit, sagst Du? Hab' ich Dich denn schon als Kind gekannt? Wohl erscheinst Du mir seltsam bekannt und vertraut, aber ich glaube Dich nur in meinen Träumen gesehen zu haben.«

Sie schüttelte den Kopf und nahm den Hut ab, ihn an ihren Arm hängend. Bewundernd fiel sein Blick auf ihr herrliches Haar.

Wo hatte er doch schon einmal so goldig flimmerndes Haar gesehen?

»Erinnern Sie sich jenes Tages, da Sie bei einer Segelfahrt in den Dohrmaer See fielen?

Ein Gewitter war im Anzug, Sie wollten noch vor Ausbruch desselben das Ufer des Sees erreichen. Da schlug das Boot um, und Sie versuchten sich schwimmend zu retten. Aber Sie konnten nicht allein das steile Ufer erklimmen.

Da reichte Ihnen jemand eine Stange — ein Birkenstämmchen, und zog Sie aus dem Wasser,« sagte Martha und betrachtete unruhig forschend sein Gesicht.

Er heftete seine Augen nachdenklich in die ihren und sagte nach einer Weile:

»Ja, ja — ich entsinne mich ganz deutlich. Unser Gänsemädchen half mir aus dem See. Ich weiß noch ganz genau, wie ich mich in meinem Dummen-Jungen-Stolz erboste, daß mich ein Mädchen aus dem Wasser gefischt hatte.«

»Noch dazu nur ein Gänsemädchen,« sagte sie mit leiser Bitterkeit.

Er trat an sie heran.

»Vielleicht war ich damals so töricht, mich über sie zu erheben. Ich war ja von einem dünkelhaften Hochmut befangen. Und doch stand dieses arme Mädchen hoch über mir, denn sie verdiente sich ehrlich ihr Brot, während ich ein recht nutzlosen fauler Schlingel war.

Übrigens — das arme Gänsemädchen ist später reich geworden. Sie hatte mit unserem Schäfer zusammen das große Los gewonnen; ich hörte davon und es fällt mir jetzt wieder ein. Aber lassen wir doch jetzt das Mädchen, meine geliebte, teure Martha. Mein Herz ist von ganz anderen Sachen erfüllt.

Wie hast Du denn von meinem Sturz in den See erfahren, und davon, daß mich das gute Mädchen herauszog, obwohl ich ihm wahrlich nicht mit viel Güte begegnet war?«

Martha krampfte die Hände ineinander.

»Erinnern Sie sich nicht, wie das Gänsemädchen hieß?« fragte sie leise mit gepreßter Stimme.

Er stutzte einen Augenblick, als er darüber nachdachte, und plötzlich sah er sie an mit einer aufsteigenden Erinnerung.

»Mein Gott — sie hieß — ja, ganz gewiß — Martha hieß sie — Martha Berger. Ihr Vater war Stellmacher und verarmte dann. Ja — Martha — wie seltsam — und sie hatte goldiges Haar, wie Du. Ich weiß es, das Haar gefiel mir so gut — ich mochte sie leiden. Aber in meinem Stolz ärgerte ich mich darüber und war doppelt garstig zu ihr.«

Martha schlug plötzlich die Hände vor das Gesicht.

»Ich bin es selbst — ich heiße Martha Berger!« stieß sie gequält hervor.

Er schüttelte den Kopf.

»Nein, nein — das kann ja nicht sein. Das Gänsemädchen war ein einfaches, ungebildetes Ding — Du aber bist eine Dame von vollendeter Bildung — alles — Deine Briefe, Deine Kleidung, Deine Sprache und Haltung — das kann ja nicht sein — das kann ja nicht sein!«

Da weinte sie schmerzlich auf.

»Ich wußte es ja, daß diese Kluft zwischen uns nicht zu überbrücken wäre. Der Junker von Dohrma und die Gänsemagd

— das ist unmöglich!«

Da begriff er erst, daß sie die Wahrheit sprach. Und ihre Tränen schnitten ihm ins Herz.

Ohne Bedenken nahm er sie fest und treu in seine Arme und küßte ihr die Tränen fort.

»Das also wars das lag trennend zwischen uns. Ach, Du liebes, törichtes Geschöpf, wie schlimm stände es um mich, wenn es meine Liebe zu Dir erschüttern könnte, daß Du schon als Kind in ehrlicher Arbeit Dein Brot verdienen mußttest.

Hast Du vergessen, wer ich bin? Weißt Du nicht, daß dies ehrliche Gänsemädchen hoch über dem leichtsinnigen Junker steht, der seine Ehre verpfändete? Du bist Du — und ich liebe Dich von Herzen, und stolz will ich Dich zu meinem Weibe machen!«

Sie erzitterte in seinen Armen.

»Hast Du mich wirklich so lieb?«

»Lieber als alles aus der Welt, meine Martha. Und nur *ein* Gedanke bedrückt mich im Bewußtsein, daß Du das einstige Gänsemädchen bist!«

»*Welcher?*« fragte sie, zaghaft zu ihm aussehend.

Er aber antwortete:

»Daß Du ein so reiches Mädchen bist und ich nur ein armer Schlucker — denn willst Du wirklich die Gattin — des armen Verwalters werden — des Fälschers?«

Sie legte ihre Hand auf seinen Mund.

»Nicht mehr dies Wort, das ist gesühnt in ehrlicher Arbeit!«

»Und Dein Schuldner bin ich obendrein. Wann werde ich Dir die dreitausend Mark für den Wechsel bezahlen können?«

Da lächelte sie so schelmisch und herzlich zu ihm auf, daß er sie fest an sich drückte.

»Die dreitausend Mark zahle ich meinem treuen Verwalter als Gratifikation. Ja — sieh mich nur an — ich hin *auch* eine Betrügerin, hab' es Dir verheimlicht, wer ich war — und wer ich jetzt bin!«

»Wer Du jetzt bist?« fragte er betreten.

Sie nickte und schmiegte sich an ihn.

»Ich bin die Besitzerin von Dohrma!« sagte sie zaghaft.

Er erblaßte und sah sie mit einem dunklen, feuchtschimmernden Blick an.

»Du — Du die Besitzerin von Dohrma? Also alles — alles danke ich Dir! Warum hast Du das verheimlicht, warum hast Du Dohrma gekauft?«

Sie sah ihn innig an.

»Aus Liebe zu Dir, Ich wäre gestorben, wenn Du untergegangen wärest. Konnte ich denn mit meinem Gelde etwas Besseres tun, als Dir die Heimat zu erhalten? Wirst Du sie nun annehmen aus meiner Hand als Dein Eigentum? Wirst Du mit mir in Dohrma glücklich sein?«

Da umschlang er sie.

»Du mein geliebtes Mädchen, meine holde Braut — meine angebetete Herrin von Dohrma — meine liebe, kleine Gänsemagd — wodurch habe ich soviel Glück verdient?«

»Durch Deine Liebe und durch Dein ehrliches Arbeiten an Dir selbst,« sagte sie glücklich. —

Arm in Arm wandelten sie durch den sommerlichen Wald. Ach, wie schön war jetzt die Welt auf einmal geworden.

Aber dann blieb Martha plötzlich stehen.

»Dein Vater, Artur, wird der mich als Schwiegertochter aufnehmen?«

Er drückte ihre Hände.

»Unbesorgt, mein Liebling, auch er ist ein anderer geworden. Und überdies — jede Schwiegertochter würde er willkommen heißen, die seinem Sohn Dohrma zurückbringt!«

»Mein Vater soll aber auch in Dohrma leben, wie der Deine!« sagte sie ernst.

»Das ist doch selbstverständlich, Martha.

Aber nun mußt Du mir ganz ausführlich erzählen, wie es Dir ergangen ist, seit Du Dohrma verlassen hast, und wie Da es fertig gebracht hast, aus dem schlichten Gänsemädchen eine so kluge und elegante junge Dame zu werden!«

Sie erzählte ihm alles. Die Zeit verging wie im Fluge.

Und dann begleitete Artur seine Braut in die Stadt, um sich von

ihrem Vater die Einwilligung zur Verbindung zu holen. —

Friedrich Berger war ganz erstaunt und fassungslos, daß seine Tochter Frau von Dohrma werden sollte. Aber er hatte nichts dagegen. Das Glück seines Kindes war ihm die Hauptsache.

Später ging das Brautpaar noch zu Veitel Samuel. Er sollte zuerst von der Verlobung hören.

Erstaunt war dieser aber gar nicht.

»Hab' ich doch gesehen im voraus schon lange, daß e' Paar wird aus Fräulein Marthchen und dem Junker — e' glückliches Paar — Gott soll hüten und bewahren Ihr Glück!« sagte er.

*

Zwei Monate später war Hochzeit auf Dohrma.

Es war ein großes Fest für alle Dorfbewohner, die nicht wenig erstaunt waren, als sie hörten, daß Martha Bergen das einstige Gänsemädchen, als Herrin in das Dohrmaer Schloß einziehen sollte.

Der alte Herr von Dohrma hatte zwar erst ein wenig erfreutes Gesicht gemacht, als ihm Artur erzählte, mit *wem* er sich verlobt.

Als ihm Artur jedoch dann berichtete, was Martha alles für ihn getan hatte, und als er das junge Mädchen dann in allem Liebreiz und aller Holdseligkeit vor sich sah, da schwanden alle seine Bedenken. Er zog Martha des in seine Arme und begrüßte sie als sein liebes Töchterchen. —

Friedrich Berger, welchem Martha im Schlosse einige Zimmer hatte einrichten lassen, weigerte sich, mit dort zu wohnen. Er behauptete, dort sei er nicht am rechten Platze.

Er sei und bleibe ein einfacher Mann, der sich nur in schlichten Verhältnissen wohlfühlen könne.

Da gab Martha seinen Bitten nach und kaufte ganz — heimlich das alte Stellmacherhäuschen zurück. Sie ließ alles so recht gemütlich und behaglich in Ordnung bringen, und am Tage vor ihrer Hochzeit führte sie den Vater in sein künftiges Heim.

Wie sehr freute sich Berger, als er wieder in den vertrauten Räumen weilte. Nun erst fühlte er sich ganz wunschlos glücklich.

Artur von Dohrma holte sich am anderen Tage seine Braut aus dem schlichten Stellmacherhause, und er sah — so stolz und

glücklich aus, als führe er eine Prinzessin heim.

Das ganze Dorf war auf den Beinen, alle wollten das — Brautpaar auf dem Gang zur Kirche sehen.

*

Heller Sonnenschein lag über der Welt, als Martha von Dohrma am Arm ihres Gatten die Kirche verließ, vor welcher sich das ganze Dorf versammelt hatte.

Und da fiel ihr Blick auf eine fadenscheinige, abenteuerliche Gestalt.

An der Kirchenpforte stand in einem ziemlich zerlumpten großkarierten Anzug, mit einer fleckigen, grasgrünen Krawatte und zerdrücktem Hute *Gottfried Thomas* und blickte mit kläglich bittender Miene auf seine einstige Freundin.

Martha lächelte ihm zu.

»Komm nachher ins Schloß, Gottfried,« sagte sie im Vorübergehen zu ihm.

Und als sie ihn dann im Schlosse gleich all den anderen Gratulanten empfing, da bat er demütig, daß man ihm sein Amt als Schäfer wieder übertragen möge. Er sei wieder arm wie zuvor, und eigentlich sei er froh darüber, denn er habe sich doch nur auf der Weide bei seinen Schafen und bei seinem Strickstrumpf wirklich wohlgeföhlt.

Natürlich erfüllte ihm Martha seine Bitte, und als man ihm am anderen Tage seinen alten Schafpelz wieder anzog, da behauptete er, das sei der glücklichste Moment seines Lebens.

An der Hochzeitstafel nahmen nur wenig Standesgenossen Arturs teil.

Man verhielt sich dieser Verbindung gegenüber ziemlich ablehnend.

Es sei aber gleich noch gesagt, daß Marthas Liebreiz, ihr feines und doch schlichtes natürliches Wesen später alle Vorurteile besiegte, und daß sie es sehr bald verstand, sich auch die Hochachtung der adeligen Nachbarn zu erringen.

An der Hochzeitstafel ging es aber trotzdem sehr vergnügt zu.

Veitel Samuel hatte einen Ehrenplatz bekommen, und die Mamsell prangte in dem grauseidenen Kleide, welches ihr Martha

vor Jahren geschenkt hatte. Auch der Lehrer mit seiner Frau war eingeladen.

Johannes Spiegel aber, der in einem altmodischen Bratenrock recht feierlich aussah, rutschte unruhig auf seinem Platz hin und her, bis er endlich seinen Tost, der natürlich in Reimen abgefaßt war, loslassen durfte.

Dieser Toast war etwas holperig, aber gut gemeint. Mit diesem Toast wollen wir unsere Geschichte schließen. Er lautete:

»Es lebe hoch das junge Paar
So schön noch keins auf Erden war.
Es kam durch alle Not und Pein
Zuletzt in Glück und Sonnenschein
Der liebe Gott hats wohl gefügt,
Daß sich das junge Paar gekriegt.
Es ging noch alles wie am Fädchen,
Gutsherrin ward das Gänsemädchen.«

—Ende—

